Kriegs Erzählungen

ED

1915

...V KIEPENHEUER
WEIMAR


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Der Liebhaberbibliothek zweiundzwanzigster Band



Kriegs-Erzählungen 1915

Erstes bis zehntes Tausend

Gustav Kiepenheuer Verlag
Weimar 1915

Inhaltsverzeichnis

Der Verrat des Popen

Eine Episode aus den Kämpfen in Ostgalizien

Von Oskar von Hubicki

Wasil Gawrilowitsch, der Pope von Husiatyn, ging in seinem Studierzimmer, eifrig sprechend, auf und nieder. Sein Besuch, ein großer, stattlicher Mann, trug zwar die schmutzige, ärmliche Tracht des ruthenischen Kleinbauern, benahm sich aber merkwürdig selbstbewußt und unbefangen. In dem Lehnstuhl des Popen zurückgelehnt, rauchte er eine Zigarette nach der andern und bediente sich dazwischen aus der Schnapsflasche, die mit einigen Wassergläsern auf einem kleinen Seitentischchen stand. Den Ausführungen Seiner Hochwürden schenkte er nur halbes Gehör und warf ihm hie und da einige Worte zu, die den schon versiegenden Redestrom aufs neue entfesselten. Gawrilowitsch schien mit seiner Ansicht nicht durchzudringen und stellte sich schließlich auf den absolut ablehnenden Standpunkt.

„Ich bitte Sie, Fedorowitsch, von Ihrem Verlangen auf jeden Fall abzusehen. Es hieße doch einen Selbstmord begehen und den Kopf freiwillig in die Schlinge stecken, wenn ich nach Ihrem Wunsche handeln würde. Das können Sie nicht von mir verlangen."

Fedorowitsch warf den Zigarettenstumpf zur Seite und genehmigte sich ein frisches Glas Schnaps. Er schien ein gehöriges Quantum Alkohol vertragen zu können, ohne in seinem Gleichgewicht gestört zu werden.

„Wollen Sie nicht einen Blick aus dem Fenster werfen, Wasil Gawrilowitsch? Als ich zum erstenmal vor sieben Jahren bei Ihnen vorsprach, war die Kirche, die Sie jetzt aus Stein gemauert, mit glänzendem Kupferdach vor sich sehen, ein schindelgedeckter Holzbau. Sie selbst wohnten auch noch nicht so behaglich. Ihr Herd war oft kalt und Ihr Rock fadenscheinig. Sie haben es sich jetzt sehr bequem eingerichtet. Ihre Vorgesetzten aber und die österreichischen Behörden dürften mit der Quelle Ihrer Mittel nicht sehr einverstanden sein. Der Rubel rollt zwar leicht, lieber Gawrilowitsch, aber ganz umsonst fällt er niemanden in den Sack."

Der Pope hob den Kopf und blitzte mit seinen schwarzen, listigen Augen den Sprecher feindselig an.

„Ich glaube, euer Geld schwer genug verdient zu haben. Sie haben genaue, ins einzelne gehende Angaben über Orts- und Wegeverhältnisse der ganzen Gegend, die heranwachsende Bevölkerung betet für den Zaren als den angestammten Herrscher. Die Bauern sehen in den Russen den Befreier vom Joch der Schlachzizen. Mehr konnte ich schließlich nicht leisten. Ihre heutige Zumutung, die für mich sicheres Verderben bedeutet, läßt mich bedauern, Ihnen seinerzeit Gehör geschenkt zu haben. Mehr als verhungern konnte ich nicht."

Fedorowitsch spuckte gleichmütig aus.

„Das hätten Sie früher überlegen sollen, Gawrilowitsch. Wir zahlen den Verrat gut, fordern aber unbedingten Gehorsam."

Wasil Gawrilowitsch blieb mit einem Ruck plötzlich stehen.

„Gehorsam? Wie wollen Sie sich denn solchen erzwingen?"

„Sehr einfach. Sollte unsere Unterredung für mich resultatlos enden, so würde die nächste österreichische Militärbehörde einen genauen Bericht über Ihre Tätigkeit in unserem Interesse, mit den nötigen Beweismitteln versehen, erhalten. Sollten Sie dann auf russisches Gebiet zu flüchten versuchen, so würden wir Sie ausliefern. Sie sehen, daß Gehorsam für Sie eine Notwendigkeit ist."

Gawrilowitsch lachte bitter.

„Wenn das russischer Dank ist, Herr Oberst, dann bedaure ich meine patriotische Tätigkeit."

Der russische Oberst sah den Popen verächtlich an.

„Ihre patriotische Tätigkeit hat uns viele tausend Rubel gekostet. Wir haben Sie gekauft und damit ist die Geschichte für uns erledigt."

Der Pope ließ sich mit einem schweren Seufzer in einen Sessel fallen.

„Geben Sie mir die nötigen Weisungen, Fedorowitsch, mein Blut auf Ihr Haupt."

Der Russe murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie „Hundeblut" klang. Dann rückte er dem Popen näher und sprach mit verhaltener Stimme auf ihn ein.

Vor der Türe stand Marfa Kamionkowa, die polnische Wirtschafterin des Popen, und lauschte. Sie verstand nur einige Worte. „Österreichische Offiziere, Kirche, Sturmläuten, Geschütze genau einstellen." Dem hellhörigen Weibe genügten aber die Worte, um den allmählich erwachenden Verdacht zu begründen. Sie ballte die Faust. „Verdammte Moskale!" fluchte sie, „ich werde euch auf die Finger sehen."

Mit klingendem Spiel waren die österreichischen Truppen in den Raum von Husiatyn gerückt. Die Felder und Wiesen bedeckten sich mit den kleinen weißen Zelten der biwakierenden Regimenter. Scherzend, in soldatischer Unbekümmertheit erfüllten die Leute ihre militärischen Pflichten, als wäre der Krieg nicht mehr als ein Manöver, als schritte nicht der Tod unsichtbar durch die Reihen, die ihm Verfallenen kennzeichnend. Altösterreichische Tapferkeit blitzte aus den hellen Augen, lachte aus den heiteren Stirnen der Soldaten. Die Offiziere in den unscheinbaren feldgrauen Uniformen freuten sich des frischen Geistes der Mannschaft und fachten ihn durch scherzende und aufmunternde Reden noch mehr an. In der Stadt selbst hatten die Kommandanten ihre Sitze eingenommen, der Brigadegeneral mit seinem Stab in dem Hause des Bürgermeisters Unterkunft gefunden. Nach den schweren Marschtagen war den Truppen bis zum Einlangen höherer Weisungen eine kurze Ruhepause gegönnt. Der Brigadegeneral saß mit seinem Adjutanten und zugeteilten Generalstabsoffizier in dem zur Kanzlei bestellten Zimmer und arbeitete an Marschdispositionen, als nach schüchternem Anklopfen Wasil Gawrilowitsch eintrat. Ent-

gegen der sonst selbstbewußten, oft hochmütigen Haltung ruthenischer Popen zeigte er ein sehr devotes Benehmen, als er den General und seine Offiziere zu einem Frühstück in das Pfarrhaus einlud. Der General, ein alter Haudegen, brummte unwirsch eine Ablehnung, als sich der Generalstabsoffizier zu ihm neigte und gehorsamst an den Armeebefehl erinnerte, der allen Kommandanten gleichmäßig auftrug, mit der Zivilbevölkerung und einflußreichen Persönlichkeiten ein gutes Einvernehmen zu pflegen.

„Sie meinen nun, ich müsse die Einladung dieser zwiselnden Ohrenmaus annehmen, um ein gutes Einvernehmen herzustellen?" knurrte der General. „Wissen Sie was, trommeln Sie sich auf eigene Faust einige Herren zusammen und gehen Sie hin. Ich für meinen Teil danke für das Vergnügen."

Kein Zug in dem unbeweglichen Gesichte des Popen verriet, daß er die in deutscher Sprache halblaut gewechselten Worte verstanden habe. Als ihm der Stabsoffizier mitteilte, der General bedaure, die Einladung ablehnen zu müssen, eine Anzahl von Offizieren werde ihr aber gerne Folge leisten, verneigte er sich höflich mit einer Geste des Bedauerns. Als er nachdenklich durch die Hausflur ging, mußte ihm ein Gedanke einfallen, denn er trat in das Privatbureau des Bürgermeisters und wußte diesen nach kurzer Unterredung davon zu überzeugen, daß er das Haus zur Ehre des bei ihm wohnenden Generals beflaggen müsse. Bald schlug das große gelbschwarze Banner, auf dem Dachfirst aufgesteckt, schwere Falten im Abendwind. Wasil

Gawrilowitsch ging aber sehr zufrieden mit seiner Tagesarbeit nach Hause und traf Vorbereitungen für das am nächsten Tag angesagte Frühstück.

Etwa dreißig Offiziere hatten der Aufforderung des Generalstabsoffiziers, der Einladung des Popen nachzukommen, Folge geleistet. Gawrilowitsch empfing die Herren sehr zuvorkommend und führte sie in das große lichte Speisezimmer, in dem sogar eine größere Gesellschaft bequem Platz gefunden hätte. Bald herrschte fröhlicher Scherz an der Tafel, die des Popen Gastfreundschaft bestellt hatte. Reden wurden gehalten und die Loyalität der kaisertreuen Ruthenen wiederholt lobend erwähnt. Der Pope stimmte in den heiteren Ton ein und war sogar der Lustigste unter allen, nur in seinen Augen flimmerte manchmal ein Schimmer von Angst und öfter horchte er auf, als ob er ein unerwartetes Schrecknis herankommen höre. Geschickt wußte er schließlich das Gespräch auf seine Kirche zu leiten und erzählte von ihrer glänzenden Ausschmückung und wirkungsvollen Innenarchitektur.

„Die Herren können sie sich ja ansehen. Ein Gebet für Kaiser und Reich im Gotteshaus eines fremden Glaubens wird auch zum Throne des Höchsten dringen."

Hauptmann Ferner, dessen Ketzerei, wie seine Kameraden behaupteten, ohnehin zum Himmel stank, meinte zwar, sein Gebet für Kaiser und Reich spreche er vor der Front seiner Kompanie mit dem Kommando: „Vorwärts!" und alles andere sei überflüssig. Er wurde überstimmt. Säbelrasselnd zog die Schar in das wenige Schritte entfernte

Gotteshaus hinüber, dessen Tor Gawrilowitsch aufschloß. Kaum eingetreten, mußten sich die Offiziere sagen, daß die Begeisterung des guten Popen sehr einseitig und grundlos sei. Die Kirche zeigte eigentlich nur die gebräuchlichste Ausstattung ruthenischer Dorfkirchen, höchstens, daß sie reicher in der Vergoldung und bunter in den Farben war. Trotzdem neigte jeder sein Haupt, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Plötzlich erdröhnten über ihren Häuptern die Kirchenglocken unregelmäßig, grell anschlagend.

„Ist der Pope verrückt," rief Major Fenyvessy, „das ist ja ein Sturmgeläute."

Im selben Moment krachte die Kirchentüre in das Schloß, wurde der Schlüssel zweimal umgedreht. Die gefangenen Offiziere schrien zornig auf in der Erkenntnis des Verrates. Sie warfen sich in Masse gegen die Türe, um sie zu sprengen. Das dichtgefügte, eisenbeschlagene Eichenholz widerstand ihren Anstrengungen. Da schlug es heulend durch die Wand auf den steinernen Fußboden nieder und streute explodierend Tod und Verderben umher. „Eine russische Bombe, die Russen beschießen die Kirche, um uns zu vernichten." Der Gedanke war allen gemeinsam.

„Verdammter Pope, der uns in der Mausefalle gefangen," rief der Hauptmann Ferner. „Die schießen uns hier zu Brei zusammen."

Wieder schlug ein Geschoß platzend ein, der Luftdruck warf sie durcheinander, doch schien die Mehrzahl unverletzt. Jetzt hörten sie an der Tür Geräusch. Der Schlüssel wurde gedreht, gleich griffen zwanzig Fäuste zu und rissen

die Torflügel auf. Ein älteres polnisches Weib stand auf der Stelle und rief:

„Verrat! Der Pope . . . . ."

Es kam nicht weiter, ein russisches Geschoß schmetterte es nieder. Marfa Kamionkowa hatte ihre Kaisertreue mit dem Leben bezahlt. Mit gezogenen Säbeln stürzten die Offiziere auf die Straße, in der schon die Schrecken des Krieges hausten. Neue Granaten schlugen heulend und krachend in die Kirche und in das Haus des Bürgermeisters, dessen stolz wehende Flagge die Zielrichtung angab. Es brannte an mehreren Stellen, die Mauern waren von den Geschossen schon halb gesprengt. In der Ferne vernahm man schon Infanteriefeuer und die Urrarufe stürmender Russen.

„Vorwärts, meine Herren!" rief Fennvessy, „wir treten ein, wo man uns braucht."

Im Laufschritt liefen die alarmierten Truppen durch die Hauptstraße dem an der Grenze im Hinterhalt liegenden Feinden entgegen. Die Offiziere wurden mit jubelnden Zurufen begrüßt. Der heimtückische Verrat, der vollständig gescheitert war und nur geringfügigen Schaden verursachte, hatte die Erbitterung der Truppen gesteigert. Wie gereizte Löwen fielen sie über die Gegner her. Zwischen den brennenden Häusern, deren strohgedeckte Dächer gleich Fackeln zum Himmel lohten, wurde mit Bajonett und Kolben gefochten, die engen Straßen gestatteten keine tacktische Entwicklung der kämpfenden Massen, die sich in grimmiger Wut bekämpften. Langsam wurden die Russen aus den

Straßen heraus auf das freie Feld gedrängt, wo sie in das Feuer der inzwischen aufgefahrenen österreichischen Artillerie gerieten und reihenweise fielen. Diese Verluste trug selbst der stumpfe, geduldige russische Bauernmut nicht. Die Soldaten warfen die Gewehre weg und ergaben sich mit emporgestreckten Händen den Österreichern. Massenhafte Kriegsbeute, Hunderte von Gefangenen waren die Trophäen des Tages, die mit geringen eigenen Verlusten erkauft worden waren.

Wasil Gawrilowitsch war, nachdem er die Offiziere in die Kirche gelockt und dort eingeschlossen hatte, in das Pfarrhaus zurückgeeilt und hatte schnell seine Wertsachen sowie das Bargeld zu sich gesteckt. So lange der Kampf währte, wollte er nicht in der Stadt bleiben, die ihm erst ein Sieg der Russen wieder öffnen konnte. Ehe noch der erste Kanonenschuß fiel, hatte er die Grenze erreicht und im russischen Gebiet Zuflucht gesucht. Hinter der Front der bereitgestellten russischen Truppen hatte er den Obersten Fedorowitsch gefunden und ihn um Schutz gebeten. Dieser lachte und zeigte mit der Säbelspitze auf die aus den Dächern der Stadt steigenden Flammen.

„Gut gemacht, Pope!" brüllte er, „Husiatyn ist unser, du kannst dir den Dank noch heute abend einkassieren."

Er stürmte tapfer seinen Leuten voran, kam aber nicht weit. Im Anfang des Straßenkampfes fiel er von einer österreichischen Kugel getroffen. Wasil Gawrilowitsch sah ihn fallen und wie eine Vorahnung seines eigenen Schicksals zog es durch seine Seele. Er wollte weiter flüchten,

sich dem Schlachtfelde entziehen, die ihm entgegenflutenden Russen hemmten seine Schritte. Er fühlte sich mitgerissen und mühte sich vergebens, dem Wirbel der drängenden menschlichen Leiber zu entfliehen.

Plötzlich stand das Gedränge, wenige Schritte vor sich sah er österreichische Uniformen auftauchen, rechts und links vor ihm wurde es licht unter der Wucht des Bajonettangriffes. Jetzt sah er sich einigen österreichischen Soldaten gegenüber und zog mechanisch die Browningpistole zur persönlichen Verteidigung. Ein Kolbenschlag auf die Schulter warf ihn zu Boden. Vor seinen angstvoll starrenden Augen blitzten die Klingen. Ein Unteroffizier wehrte ab.

„Das ist der Pope, der uns verraten, der verdient keinen Soldatentod."

Kräftige Fäuste rissen ihn vom Boden auf, aus dem Zaumzeug eines toten Pferdes wurde eine Schlinge geknüpft und ihm um den Hals geworfen. Seine bleichen Lippen stammelten sinnlose Worte, Bitten um Erbarmen, Flüche, Gebete im irren Durcheinander, denen ein grimmes Hohngelächter antwortete.

Nach wenigen Minuten trug der Stumpf eines zerschossenen Baumes einen leise pendelnden Körper. Die gebrochenen Augen des Popen sahen nicht mehr seine Kirche, die Stätte des Verrates, in rauchenden Schutt sinken. Stumm zogen die Sieger und Rächer in der Verfolgung des weichenden Feindes, rot vom Lichte des verblutenden Tages übergossen, an ihm vorüber.

Das Muttersöhnchen

Eine Kriegsgeschichte

von O. v. Hubicki

Er konnte den Namen nicht loswerden. Das ganze Regiment nannte ihn so. Die Offiziere stolz, zärtlich, die Mannschaft in begeisterter Anhänglichkeit. Er hörte sich so oft so rufen, daß ihm das Wort, das anfänglich die Röte der Scham und des Zornes in die Wangen getrieben, vertraut und lieb worden war. Das Muttersöhnchen Fähnrich Gerhard Sturm stand vor seinem Hauptmann, der ihn kopfschüttelnd liebevoll ansah.

„Hör einmal, Muttersöhnchen. Selbstverständlich geht Dienst allem voran. Aber was du treibst, das grenzt schon an Selbstsucht, du willst von der rauhen Kriegsarbeit alleweil das meiste haben. Kaum vor sechs Stunden vom Patrouillengang eingerückt, meldest du dich schon wieder freiwillig zum Vorpostendienst. Laß doch einmal auch den anderen Herren ein Vergnügen. Du mußt ohnehin schon hundemüde sein?"

„Zu Befehl, nein, Herr Hauptmann! Wenn du befiehlst führ' ich dir mit meinem Zug einen Parademarsch vor, daß die serbische Erde wackeln soll."

Ein freudiges Kraftgefühl lag in der jugendlichen Stimme.

„Na ja, du!" sagte der Hauptmann, „aber deine Leute?"

Der Fähnrich wandte den Kopf und kommandierte:

„Habt Acht! Wir sollen als Vorhut gegen den Feind marschieren. Wer nicht mit will, kann heute zurückbleiben und soll drei Schritte vortreten. Vorwärts! Marsch!"

Kein Mann rührte sich aus der Front.

„Wollt ihr alle mit?"

„Jawohl, Herr Fähnrich!"

Fünfzig Stimmen klangen einhellig zusammen.

Der Fähnrich nahm Stellung und zog den Säbel an die Schulter.

„Herr Hauptmann, melde gehorsamst, Fähnrich Sturm mit fünfzig Mann zum Abmarsch gestellt."

Der Hauptmann hatte seine Karte entfaltet.

„Du hast den Auftrag, von hier in südlicher Richtung zwanzig Kilometer vorzumarschieren und dort Stellung zu nehmen. Triffst du auf den Feind, mußt du die Stellung halten, bis Ablösung kommt. Du bist die linke Flankendeckung unserer Brigade. Eine Abteilung mit Feldtelephon geht mit, verbindet dich direkt mit dem Brigadekommando. Weitere Befehle werden dir von dort aus erteilt."

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

Der Fähnrich wollte znrücktreten, da reichte ihm der Hauptmann die Hand.

„Muttersöhnchen, Gott schütze dich und lasse mich dich wiedersehen."

Sturm ergriff die Hand seines Kompaniekommandanten zum Abschied.

„Ich hoffe es, Herr Hauptmann!“

Dann erscholl seine Stimme klar und hell: „Doppelreihen rechts um! Zug marsch!“ Gleich darauf: „Ruht!“ Ohne Schritt stampften die Leute über die staubige Landstraße dahin.

Fähnrich Sturm marschierte neben der Flügelcharge des ersten Gliedes. Frisch blickten seine Kinderaugen in den schönen, sonnigen Morgen. Ein Hochgefühl schwellte seine Seele und ließ keine körperliche Abspannung zu. In der ersten Jugendkraft stehend, spottete sein Körper jeder Ermüdung. Es war doch schön zu leben, als halber Knabe noch, ein Mann und Held zu sein. Wie rasch war doch sein Kindertraum vom Krieg und Waffenruhm erfüllt worden. Aus dem dritten Jahrgang der Kadettenschule als Fähnrich ausgemustert, stand er jetzt schon sechs Wochen im Felde. Seiner Mutter, der noch schönen, jugendlich aussehenden Frau, hatte er stolz von seinen ersten Kriegstaten geschrieben, die ihm ehrenvolle Auszeichnung und die Liebe und Bewunderung der Offiziere und Soldaten eingetragen hatten. Seiner Mutter, deren Bild in seinem Herzen noch von keinem anderen verdrängt worden war, galt jeder seiner Gedanken. Die Gedanken wurden zu Worten. Da er stets nur von der Mutter sprach, hieß er bald nur das Muttersöhnchen. Jetzt schritt er vergnügt an der Spitze seiner ihm blind folgenden Mannschaft, neuen Gefahren und hoffentlich neuen Ehren entgegen. Der Schwung der

Stunde überkam ihn, plötzlich ertappte er sich bei der halblauten Rezitation des Gedichtes „Das letzte Heil, das höchste liegt im Schwert."

Er lachte und wandte sich um.

„Weiß keiner ein Lied von euch, Leute. Singt eins."

Ein Zugführer überlegte nicht lange und begann: „Es reiten Husaren, es blitzen die Säbel, es stürmen die Hessen, es stürmen die Jäger." Immer mehr Stimmen fielen ein, bis endlich brausend der Schlachtgesang in vollem Chor erscholl: „Auf! dem tapf'ren Radetzky nach, Radetzky nach, der bei Santa Lucia gewonnen hat die Schlacht!"

Kraftvoll und ungekünstelt wie das Lied, war der Gesang, ein Volkshymnus altösterreichischer Tapferkeit, die leuchtend wie ein Meteor wieder am Völkerhimmel aufflammte.

Fähnrich Sturm hatte mit seinem Zuge eine gedeckte Stellung bezogen. Die Telephonleitung mit dem Brigadekommando war hergestellt worden. Sturm hatte sich bereits gemeldet und den Befehl erhalten, seinen Posten bis zum letzten Mann zu verteidigen.

„Na, das sieht gut aus," dachte er und ließ seine Leute den Schützengraben und die übrigen Deckungen kunstgerechter und wohnlicher einrichten. Mein Gott, man wußte ja nicht, wie lange man aushalten würde müssen, und ein bißchen Bequemlichkeit verträgt auch ein Feldsoldat.

Kurze Zeit, nachdem er seine Vorbereitungen begonnen, zeigten sich auch schon die ersten Feinde. Die Geschosse gingen mit scharfem, pfeifendem Ton über die Köpfe weg, offenbar schossen die Serben zu hoch. Sturm ließ nur langsam auf sichtbar werdende Ziele feuern. Ihm lag nichts daran, daß die Feinde vorzeitig die Stärke seiner Stellung erkannten. Mußte er lange aushalten, so war es besser, er ging anfangs nicht zu scharf ins Feuer. Das langsame, spärliche Schießen der Österreicher mußte bei den Serben den Glauben erwecken, es stünden ihnen nur einzelne Posten gegenüber. Sie verstärkten ihr Infanteriefeuer und schoben dichtere Schwarmlinien vor, die sprungweise vorgingen. Sturm erkannte den taktischen Fehler seiner Gegner und ermahnte seinen Zug, den er vollständig in der Hand hatte.

„Laßt sie herankommen, ganz nahe, daß sie einen Sturmversuch machen. Dann aber Schnellfeuer herein."

Die Leute nickten und lachten, den Serben sollte es jammervoll gehen. Vor einem Sturmangriff hatte keiner Angst. Es waren derbe Bauernburschen aus dem Waldviertel, denen eine Rauferei nur Vergnügen machte. Immer dichter wurden die serbischen Schützenlinien, immer näher drangen sie heran. Der einschlagende Geschoßhagel hatte schon mehrere Leute verwundet, die aber, die Zähne zusammenbeißend, in ihrer Stellung blieben.

Die Fäuste umklammerten fester den Mannlicher, schärfer suchte das Auge Visier und Korn. Jetzt gellten drüben Hörnersignale. Reihenweise entwuchsen die Männer dem Boden und stürmten mit wildem Schlachtgeheul vorwärts.

Sturm hatte die Trillerpfeife zwischen den Lippen. Schrillende Pfiffe. Ein Höllenfeuer prasselte den Stürmenden entgegen. Ein feuriger Geschoßhagel schlug reihenweise die Serben nieder, deren todverachtende Kühnheit den Angriff nach vorn trug. Ruhig, als gelte es bloß ein Scheibenschießen, zielten die Österreicher.

In dieser Entfernung traf jeder Schuß, zu Hügeln türmten sich die Leichen. Die Verluste lähmten endlich die Wucht des Sturmes. Hundert Schritte vor der Stellung der Österreicher brach der Angriff im Feuer zusammen. Was von den Serben noch am Leben war, floh zurück, von den österreichischen Kugeln verfolgt. Die blutige Lehre, die sich der Feind geholt, trug Früchte. Es wurde kein neuer Sturmversuch gemacht, nur einzelne Schüsse zeigten an, daß die kleine Heldenschar Sturms unter scharfer Beobachtung stehe. Der Fähnrich musterte mit dem Feldstecher die feindliche Aufstellung. Dann wandte er sich zum Zugführer Edlinger, der neben ihm stand.

„Ich glaube gar, die drüben wollen uns mit Geschütz beschießen. Es sieht aus, als wollten sie Deckungen herrichten."

Der Unteroffizier nahm das Glas und meinte, es absetzend:

„Ich hab's gesehen, wie sie zwei Geschütze über den Straßengraben schafften, das Vorterrain ist aufgeweichter Ackerboden. Da werd'n s' noch a Stückl Arbeit haben, die Kanonen herüber zu kriegen."

Fähnrich Sturm guckte scharf herüber.

„Wenn wir eine Maske herrichten könnten, daß sie unsere Stellung nicht sofort erkennen und unter Feuer nehmen würden."

Edlinger dachte einen Augenblick nach, dann winkte er zwei Leute heran und sprach angelegentlich leise mit ihnen. Eine Bodensenkung hinter dem Schützengraben benützend, krochen sie heraus und verschwanden hinter einigen Gebüschen, die sich als Hecke bis zu halbzerstörten Bauerngehöften hinzog. Einige serbische Kugeln pfiffen ihnen nach. Sturm hatte gar keine Zeit nachzudenken, weshalb sich die Leute entfernt, er mußte ans Telephon. Seine Meldung, daß der Gegner Geschütz auffahre, wurde mit Befriedigung aufgenommen.

„Ihre Aufgabe ist, den Feind zur Entfaltung seiner Kräfte zu zwingen. Halten Sie bis morgen früh aus, dann bekommen Sie Verstärkung."

„Zu Befehl!" sagte Sturm. „Bis morgen früh lebt wohl keiner von uns."

Er dachte an die feindlichen Geschütze. Da kam der Zugführer mit seinen Leuten zurück. Dem einen hatte ein Gewehrgeschoß die Ohrmuschel abgerissen. Der andere war im Oberarm getroffen worden. Sie wurden verbunden und nahmen wieder die Gewehre zur Hand.

Edlinger sagte: „Bitte gehorsamst, Herr Fähnrich, in das Gebüsch rechts vom Haus zu schauen."

Sturm schrak fast freudig zusammen. Ein Geschütz zu seiner Unterstützung stand dort aufgefahren. Erst das Lachen des Unteroffiziers sagte ihm, daß ihn eine Attrappe ge-

täuscht habe. Ein Brunnenrohr und zwei Wagenräder waren so kriegerisch aufgeputzt worden.

„Brav gemacht, Edlinger. Ob sich aber die Serben täuschen lassen?"

Da ging es schon los. Die Granaten heulten und krachten, gewaltige Löcher in die Erde reißend. Stundenlang ging es so fort. Als die Dunkelheit anbrach, hatte die serbische Artillerie gesiegt, die Brunnenröhre in Splitter geschossen.

„So! Jetzt kommen wir daran," sagte das Muttersöhnchen und nahm das Gewehr eines Gefallenen.

Zweimal stürmten die Serben in der Nacht und wurden zurückgeschlagen. Als am Morgen die Verstärkung heranrückte, hielt ein todmüdes Häufchen Österreicher die Stellung. Das Muttersöhnchen lag mit durchschossener Brust in einer Ecke. Seine Zähigkeit hatte es möglich gemacht, die serbische Stellung zu umfassen und aufzurollen. Als der Fähnrich im Spital erwachte, beugte sich Se. Exzellenz der Armeekommandant über sein Bett und legte ihm etwas Glitzerndes auf die Decke.

„Ich gratuliere, Herr Leutnant, zur wohlverdienten Auszeichnung. Was werden Sie nun wohl machen?"

„Meiner Mutter von meinem Glück schreiben, Exzellenz."

Da zuckte es wie Rührung über das Gesicht des Generals.

„Wenn Sie schreiben, so richten Sie meinen respektvollen Handkuß aus. Ich wollte, wir hätten viele solcher Muttersöhnchen."

Der Mann auf dem Baume*

Von Wilhelm Stücklen

Man hatte ihm einige Biskuits, etwas Schnaps und einen Apfel gegeben, ehe er seinen luftigen Platz erstieg, und Hilaire Despardoux verbrachte die erste Viertelstunde aufs angenehmste damit, diese ausgezeichneten Dinge zu verzehren. Dann krümmte er sich im Astwerk sorgsam zurecht und ließ seine Blicke von der Straße zum Wald und vom Wald wieder zur Straße schaukeln. Die Straße lag wie ein eingeschlafner, gelber und zackiger Blitz am Berghang; der Wald wies eine runde Lichtung auf, eine anmutige, grünüberhauchte Entblößung der Erde, die aber jetzt mit einer Menge von roten, blauen und stahlblanken Punkten bedeckt war. Als Ganzes genommen bildeten diese Punkte die vierte Kompanie eines französischen Linien-Infanterie-Regiments. Und Hilaire Despardoux war auf den höchsten Baum der Gegend gesetzt worden, um die Kompanie vor einem Überfall durch diese neugierigen, diese niederträchtigen, diese überaus verwünschten Deutschen zu behüten.

„Da schlafen sie nun, diese Kerle!" murrte Hilaire, der fest entschlossen war, zu vergessen, daß man ihm Leckereien gespendet hatte. „Da schlafen sie nun! Wenn der Wind

* Zuerst in der „Jugend" erschienen.

anders ginge, so würde ich sicherlich den dicken Michel Privain schnarchen hören. Und mich heißen sie auf einen Baum sitzen, der für meinen Hintern besonders mit Nadeln gespickt zu sein scheint. Könnte nicht Privain hier sitzen? Übrigens wünschte ich, der Teufel würde schnurstracks alle Deutschen holen ..."

Hier erfuhr dieser Gedankengang eines Kleinbürgers der Normandie eine gröbliche Unterbrechung: die auf die Lichtung zerstreuten Farbenflecke begannen sich zu rühren, begannen sich in die Form einer langen, lustig gesprenkelten Schlange zu winden, und die Schlange hub an, in den Wald zu schlüpfen.

„Ho!" schrie Hilaire erschreckt. „Ho! Sieh mal einer diese Dummköpfe an! Heda, ihr Narren — und was wird mit Hilaire Despardoux? ... Die Pest über euch Nichtswürdige! ... Sie verschwinden! ... Bei Gott — sie verschwinden! Diese unerhörten Grashengste wissen nicht, daß ich nicht bei ihnen bin! ... Helas! Ca-pi-taine St. Costeau! ... Sie haben mich vergessen! ... Sie haben Ihren guten Hilaire Despardoux vergessen! ..."

Die Schlange war aber schon ganz und gar zwischen den Bäumen verschwunden. „Merde!" seufzte Hilaire, „Merde! Mögen sie sagen, was sie wollen, ich laufe nach!" Er stieß aufgeregt ein Bein nach unten — und zog es dann so schnell wieder empor, daß er schlimm damit an einen Ast prallte. Über eine kalkweiße Nasenspitze hinweg stierte das weitaufgerissene Augenpaar des vergessenen Piou-Piou drei deutschen Soldaten entgegen, die in nachdenklichem Trott einen

Kartoffelacker querten. Die Gefühle des kleinen Hilaire Despardoux waren die eines Menschen, der in einem zartgelben, leichten Bastseidenanzug einen Hohlweg passiert, vielleicht noch mit einer niedlich verpackten Schachtel parfümierter Seife im Arm — und den Ausgang des Hohlweges plötzlich von einem mißlaunigen Löwen versperrt sieht.

Indessen strebten die Drei mit einer absoluten Entschiedenheit, gleichsam als hätten sie hier eine seit Jahren streng gehegte Aufgabe zu erfüllen, dem Baum, Hilaires Baum zu.

„Siechst du was, Loisl?" forschte der Erste mit einer etwas verquollenen Stimme. Der Zweite: „Also i siech amal durchaus gar nix!" Der Dritte: „I siech aa durchaus gar nix!"

Der Mann mit der verquollenen Stimme sinnierte ein weniges. „Moanst eppa, daß se si in' Wojd vaschloffa hamm? — „I moa scho!" — „I moa scho aa!"

„Geh'n ma's suacha?" — „Mir scho!" — „Mir g'wieß!"

„Aba oana muaß doblei'm!" — „. . . muaß dobleim!" — „. . . doblei'm!"

„Da Lenzl halt!" erklärte der Erste. Der Lenzl aber löckte wider den Stachel: „Zweng was denn grad i??" — „Weil da Hartl dir's oschafft, du Rimpfiech, du gußeiserns!" stellte der Loisl fest. Und der Hartl trumpfte auf: „Bin i eppa da Patrullenfihra, oda bin i's eppa net, haan?" — „Nacha muaßt aba du aa in Loisl oschaffa, daß a zu mir net Rimpfiech sag'n derf!" brummte der Lenzl. „Bal du oans bist, nacha derf a's sag'n aa!" entschied der Höchst-

kommandierende. Lenzl beschied sich und streckte sich friedsam im Grase nieder, die beiden anderen schritten bedächtig dem Walde zu.

Eine Kette, eine ununterbrochene Kette von kalten Schauern war inzwischen über den Rücken des Hilaire Despardoux hinabgerieselt. Das waren sie nun, diese entsetzlichen Bayern, von denen man sagte, sie machten sich nicht das geringste daraus, mit einer Kugel im Leibe noch 500 Meter über ein Blachfeld zu laufen, um dem Versender der Kugel den Schädel einzuschlagen. Oh, er — Hilaire Despardoux — wird nicht schießen! Er wird hier sitzen, wenn es sein muß, bis zum Tage des jüngsten Gerichts. Dann aber wird er aufstehen und wird sagen: „Wo ist Capitaine St. Costeau? Wo ist der Mann, der Hilaire Despardoux auf einen Baum sitzen hieß, den die Bayern zum Ziel ihrer Wege machten? War nicht Privain da, der dicke Michel Privain, um den kein Mensch geklagt hätte? Um mich, Hilaire Despardoux, wird ein großes Wehklagen anheben in der Heimat! Da sind Anette und Louison, die Schönen, deren eine seine Frau und die andere seine Geliebte werden sollte, da sind die ehrwürdigen alten Despardoux', die ihren Hilaire nach Recht und Sitte auferzogen hatten! Ah — ihr Armen! Euer Hilaire gehört bereits einer anderen Welt, denn zwischen ihm und dieser Welt hält ein Bayer die Wacht!"

Der da die Wacht hielt zwischen Despardoux und dieser Welt, der ehrengeachtete Jüngling Lorenz Pößlinger aus Widramskirch, hatte mit einem Male die seltsame Eingebung,

er müsse seine Seele einem Wunder offenhalten. Die Erde schickte sich an, schlafenzugehen, ein Abend von stärkster Schönheit begann herabzudämmern — hätte Gott nicht Krieg über die Welt gesandt, so würde der Lorenz jetzt in Widramskirch an einem Brunnen sitzen und die Dirnen necken. Aber — Gott gab Krieg, und Lorenz lag im Schimmer einer versinkenden Sonne auf französischer Erde, Gewehr im Arm, und wartete auf Feinde. Wie sollte da seine schlichte Seele nicht einem Wunder offen stehen.

Über ihm sprühte ein Geknister auf, schnell heranwachsend zu einem scharfen Geprassel, etwas Buntes, Schweres, Schreiendes sauste herab und landete widerstrebend auf Pötzlingers Tabakspfeife.

„Oeha!“ sagte der Pötzlinger erstaunt, aber unerschrocken, denn er hatte ja in Erwartung geruht. „Oeha! So is recht! Itztn mög'n s' d' Franzos'n in Himmi dro'm aa nimma! Schaug nur glei, daß d' vo der meininga Pfeif'n owakimmst, sinscht . . .!“

Hilaire Despardoux rührte sich nicht. „Wozu auch?“ dachte er, und überließ es dem Lenzl, ihn zur Seite zu rollen.

„De Pfeif'n is hi!“ stellte Pötzlinger fest. Das Wunder ließ ihn noch unbefriedigt. Hilaire lag auf dem Bauche und dichtete Stoßgebete aus dem Stegreif, dazwischen warf er von Minute zu Minute scheue Blicke auf seinen unwirschen Nachbar.

„De Pfeif'n is hi!“ murrte der Lenzl abermals. In Hilaires angstdurchwühlter Brust glimmte ein Hoffnungsfünklein auf. Er fuhr mit der Rechten in den Hosensack

und brachte eine wunderschöne Pfeife hervor, die er dem Murrenden mit einer verschämten Armbewegung zuschob. Dann richtete er den Daumen weisend aufwärts und flüsterte: „Le tabac est en haut!“

Als erstes erntete er einen mißtrauischen Blick. „Moant der Zipf wirkli, i kunnt eahm sein Tabak von Himmi owahol'n?“ grollte Pötzlinger. Und schielte nach oben. Zwischen den Zweigen des Baumes, am Stumpf eines anscheinend vor recht kurzer Zeit abgebrochenen Astes, schaukelte ein süß gestrickter Tabaksbeutel.

In Lorenz Pötzlinger aus Widramskirch erstand eine gewaltige Erkenntnis.

„Bist du da herob'n gesess'n?“

Hilaire nickte.

„Un bist owag'rumpelt?“

Hilaire nickte wieder. Was sollte er Besseres tun — den Sinn der Frage verstand er ja.

„Pfeilgrad auf mei Pfeif'n auffi?“

Diesmal hätte Hilaire nicht nicken dürfen. Er tat's dennoch.

„O du Herrgottsakermentsbazi!“ fluchte der Lenzl und hieb dem Hilaire Despardoux geschwind und unbedenklich Fünf oder Sechs hinein. Allerbester Widramskircher Qualität! ....

Nachher haben sie ihn dann mitgenommen, der Lenzl und der Hartl und der Loisl. Jetzt ist Hilaire Despardoux schon seit sechs Wochen auf einem großen Truppenübungsplatz untergebracht, als Gefangener. An seiner Wange kennt man ihn mühelos unter dreitausend Mitgefangenen heraus.

Das Signal

Von Paul Zech

Pfeifend, in fast senkrechten Spiralen, sauste die blanke Taube durch den Abenddunst und setzte hart hallend auf das Waldgestrüpp. Von zwanzig Fäusten zurückgeschoben, verschwand der Apparat in dem braunen Gehügel der Zelte.

Leutnant Marsen riß den Pelz herunter, knüpfte den Schal auf und ließ sich dem General melden. Er ging Minuten wartend mit weitschwingenden Schritten vor der Baracke auf und ab. Dampfte Wolken aus allen Poren. Der Zugwind kniff ihn mit scharfen Zangen. Sein Gesicht war gelbgrau. Blut hing ihm in schorfigen Krusten gehäuft um das Kinn. Dann kam die Ordonnanz und führte ihn in den stark verqualmten Raum. Der General hob sich ein wenig vom Kartentisch und sah unsicher über die Brille.

Leutnant Marsen hastete in gewürgten Stößen seinen Bericht herunter, machte eine Pause und zerlegte, durch Gesten scharf markiert, einen Vorschlag.

„Nein!" sagte der General; „nein!" und nahm das Glas ab. Einen Augenblick später —: „I wo werd' ich Sie noch einmal fliegen lassen. Hetzen uns die Batterien noch mehr

auf den Hals.“ Nach einer Sekunde —: „Aber weg muß der Tunnel. Bomben von oben nützen nichts ... gut, ich werde Pioniere schicken. Kost' es den Deuwel. Weg muß der Tunnel!“ Und beugte sich wieder über die Karten.

Der Leutnant Marsen scharrte mit den Fußspitzen, auf demselben Fleck stehend.

„Was wollen Sie noch?“

„Verzeihung, wenn der Herr General jetzt dieses erwägen würden ...?“

„Aber so reden Sie doch, Mensch!“

„Ich glaube, die Sache der Pioniere allein übernehmen zu können, Herr General. Ich bin sicher, daß es glückt.“

Er stützte sich mit der linken Hand auf eine leere Munitionskiste, die da vor ihm stand, und erläuterte seinen Plan, ruhig, wie wenn einer vom Wetter spricht, ruhig den furchtbaren Plan.

Der General war aufgesprungen, packte die Schultern des jungen Offiziers und knurrte mit verbissener Stimme: „Das ist einfach unmöglich .. ganz unmöglich .... anders, wie Sie sich das denken ... Oder warten Sie mal, mein Lieber —: Sie könnten doch recht haben!“

Er ließ die rechte Hand von der Schulter des Leutnants gleiten und fuhr sich über den halbkahlen Schädel. Durch sein Gehirn flog wie eine Filmbilderjagd die Furchtbarkeit der Sache in tollverrenkten Szenen, während seine Lippen mechanisch mahlten —: verrückt .... einfach verrückt!

Der Leutnant stand wie ein zerzackter Fels. Starr, ohne Mienenspiel.

Und plötzlich hängte sich der General mit der anderen Hand von der Schulter des Leutnants los, zischte zwischen Zähne und Zunge und sprach, jeden Vokal betonend: „Gut, bereiten Sie Ihr Ding vor!“

Leutnant Marsen schlug die Hacken zusammen und suchte die Tür. Im Hinausgehen schon hörte er noch: „Das Eiserne zweiter Güte haben Sie ja; wenn Ihnen das glückt, gibt's die erste Klasse!“

Leutnant Marsen ging geraden Wegs in den Flugzeugschuppen. Zwanzig Minuten später trat er wieder heraus. Nicht mehr Soldat. Der blonde Schnurrbart war gefallen. Ein schottisches Tuch über dem Perückenkopf und in einem unglaublich gutsitzenden Frauenrock schreitend. Unter dem schwarzen Samt des Mieders harte, runde Brüste markiert.

Leutnant Marsens Bursche schleppte eine Spankiepe. Zwanzig Kilo Dynamit lagen unten, Drähte und ein kleiner Zündkasten; dann eine Lage Heu und oben drauf frisch gegrabene Kartoffeln.

Am Saum der Pappelallee stand schon das Auto. Leutnant Marsen ließ die Fracht hineinheben, nahm einen Hund an der Leine mit und schnalzte: „Los!“

Eine halbe Stunde ging die Fahrt durch zerstampftes Feld, blutroten Wald. Vorbei an Infanterieverschanzungen, Artilleriestellungen und Train.

In breiten Schwaden strich der Nebel über die Wiesen. Der Wind versprengte Tau wie aus einer Brause. Der westliche Himmel flammte schwefelgelb, von schwarzen Rauchlinien gequert. Hinter den Kuppen blaudunstiger

Wälderfernen leuchteten graue Flächen wie mit roter Tinte bepinselt. Schwacher Geschützdonner hallte verloren.

Jetzt stolperte der Wagen durch Mihiél, das von dem rechten Flügel der Metzer Armee vor wenigen Tagen besetzt worden war. Durch die unbeleuchteten Straßen rollte der Tritt durchziehender Kolonnen. Hufe stiebten Funkensaat aus dem schlechten Pflaster. Aus den Häusern tönte Gesang. Stimmenwirrwarr und das Klappern von Porzellan.

Sechsmal wurde der Wagen angehalten und sechsmal holte Leutnant Marsen die Passierkarte aus dem Schlitz des Mieders.

Unten an der Maas lagen bayerische Jäger in stark befestigten Gräben. Das Geschützfeuer von den jenseitigen Höhen brüllte aus allen Registern. Langinhallend wie Löwengeheul und kurz wie das Röhren brünstiger Stiere.

Ein paar hundert Meter ging es in langsamer Fahrt an dem bebuschten Ufer des Flusses entlang. Geschosse schnellten durch das Wasser wie springende Fische. Halblinks am anderen Rand des Stromes brannte ein Dorf. Scheinwerfer strichen und hoben augenblickskurz den schweren Rauch von Schützengräben, die wie schmale Gurte in vierfachen Reihen die Ebene schnitten. Da, wo die Maas eine scharfe Biegung schrieb, war eine Pontonbrücke soeben geschlagen. Pioniere rammten die letzten Balken.

Am Brückenkopf gab es eine längere Verzögerung. Der Leutnant der Wache witterte Spione und ließ den Hauptmann holen. Umstellte während der Wartepause mit zehn Mann den Wagen und drehte sein dünnes Bärtchen.

Der Hauptmann lachte aus vollem Halse, als er Marsen in der Verkleidung sah; wollte aber durchaus den Zweck der Fahrt wissen.

Leutnant Marsen meinte: „Ich werde Ihnen schon ein Signal geben. Dann werden Sie es wissen, Kamerad!"

Schließlich umstanden alle Pionieroffiziere den Wagen. Und wieder dieselbe Frage von jedem.

Da sagte Leutnant Marsen einfach: „Wieviel Stunden, glauben Sie, brauche ich bis W...?"

Einer glaubte zwei; ein anderer: drei, vier Stunden.

„Mensch," schrie plötzlich der Hauptmann, „Sie wollen doch nicht etwa ins Fort?"

„Nein. Aber durch den Tunnel!"

Die Offiziere griffen die hohlen Hände an die Ohrmuscheln, und alle wie auf Kommando —: „Durch den Tunnel...?"

„Ja," sagte Marsen noch einmal und hielt den Blick der Kameraden. Fühlte, daß sie begriffen hatten.

Da schüttelten sie ihm alle die Hand und der Wagen fuhr langsam über die Brücke. Hielt am jenseitigen Ufer und blendete die Lichter ab.

Über dem welligen Gelände schwebte der Mond groß und gelb und jagte die weiß-geballten Wolken.

Nach einer Stunde langsamer Fahrt wurde ein kleines Dorf gesichtet. Von dem spitzen Turm spielten Signallichter grün und rot.

Dichtes Gestrüpp und heruntergeholzter Wald flankierten den Weg. In einer Fichtenschonung ließ Leutnant Marsen

stoppen, den Wagen tief in das Strauchdunkel zurückschieben und die Kiepe aus dem Fond heben.

Den Fahrer und den Burschen ließ er zurück bei dem Gefährt, schnallte sich die Fracht um, entsicherte die Pistole und nahm den Hund lang an den Riemen. Schnurgerade auf das Dorf strich er zu.

Leutnant Marsen blieb alle hundert Schritt stehen und horchte hinaus. Rundum brauste der Eisenorkan der Haubitzen. Zuweilen bebte die Erde unter dem Gestampf jagender Schwadronen. Alle zehn Minuten schmetterte ihm die Lichtschlange den grellen Blitz entgegen. Das Gelände lag stockdunkel und der Kontrast irritierte ihn. Er fühlte ein Stechen in den Pupillen.

Nun stieg das Gelände. Patrouillen zogen in breiten Schwärmen.

Immer ging Leutnant Marsen ohne Scheu hindurch. Aus einem finsteren Hause kam ein Korporal gerauscht. Griff nach dem Arm des Leutnants, wie wenn man eine Tube ausquetscht und quarrte ein unflätiges Wort. Leutnant Marsen gab ihm einen Stoß und schritt weiter.

Aus einem dünnen Gewirr kahler Zweige ragte schon die geschweifte Hügellinie, die der Tunnel an irgendeiner Stelle da vorn höhlte.

Leutnant Marsen keuchte. Die Tragbänder schnitten unausstehlich. Die Furcht, über das verfluchte Wurzelwerk zu stolpern, fuhr mit Frostfingern über seinen Rücken. Er war so müde jetzt. Unglaublich müde. Und bezweifelte schließlich die endliche Ausführung des Planes. Wut überkam ihn.

Eine widerliche Wut, ohne daß er irgendeinen Anlaß fand. Das ärgerte ihn. Er fühlte sich verschlafen. Hatte überhaupt in den 36 Stunden keine Minute die Augen zugemacht. Das Dunkel klebte an ihm wie Teer und die Kiepe drückte zum Verrücktwerden.

Eine Blonde fiel ihm ein. „Süße Mareile!“ flüsterte er. Er meinte, den Hauch ihrer weißen Haut zu schmecken und ihr Lachen lag ihm wie Finkentriller in den Ohren. — — „Süße Mareile!“ flüsterte er buchstabierend noch einmal.

Der Hund riß hart an der Leine.

Nun kam wieder ein Haus. Kein Fenster war beleuchtet. Dunkel wie Wiegen ohne Kinder lagen die glasigen Höhlungen in dem Gemäuer. Auf einen Vorsprung der geziegelten Wand setzte er die Fracht, lockerte die Gurte und holte tief Atem. Der Mond stand hinter rosa Gewölk und dunkelte stärker. Vedetten huschten wie plastische Schatten vorüber. Niemand bemerkte ihn. Er wartete noch etwas und richtete sich wieder auf. Humpelte quer über die Straße wie gerädert.

Hinter einer gekruppten Tannenböschung blitzten die silberzwirnigen Striche der Schienen. Ganz hinten drückte die massive Schwärze des Tunnels aus dem Felsen.

Leutnant Marsen hinkte über den schmalen Steg des Geleises. Er spähte aus den tiefsten Winkeln seiner Augen über den Damm —: noch fünf- oder sechshundert Meter.

Er überlegte: sollte es nicht ratsamer sein, über den steilen Paß zu kriechen und von der anderen Seite in den Tunnel

brechen? Der ganzen Lage nach mußte die Gefahr da drüben minder nahe sein denn hier.

Sein Gehirn arbeitete heftig. Das Blut stand ihm starr in den Wangen. Kein Laut tönte. Der Mond war ausgelöscht.

Da warf sich Marsen empor. Knirschte mit den Zähnen und tappte vorwärts, mutgeschwellt.

Jetzt war er dem Tunnel auf hundert Meter nahe. Hinten blafften wieder die Geschütze und zerrissen den Himmel mit dem gefräßigen Schnalzen der Geschosse.

Aus dem Rachen des Tunnels schaukelten Lichter. Eine kurze gelbe Schnur. Und Gepfiff von vielerlei Stimmen.

Marsen rückte von dem schmalen Pfad auf den Acker hinüber und suchte die Chaussee, die am Fuß der Kuppe lief, zu gewinnen. Diese Wendung bemerkten die Soldaten. Zwei lösten sich aus dem Haufen und kamen auf das Feld.

Leutnant Marsen blieb mitten auf dem Kartoffelacker stehn. Er fühlte miteins, daß er das Klopfen des Herzens, das ihm bis in die Kehle aufschwoll, irgendwie herunterwürgen müsse, um die Stimmbänder frei zu bekommen. Er strich sich mit der flachen Hand über die Strähnen der Perücke.

Jetzt stand ein hünenhafter Offizier steil da. Gab dem anschlagenden Hund einen Stoß, tastete nach der Kiepe und kniff Marsen in die Backe. Strich schließlich mit geiler Hand die Hüften herab.

Da drehte sich Leutnant Marsen blitzschnell herum, markierte einen tänzelnden Schritt und lispelte in lang-

samem Fliehen: „Au revoir, messieurs, au rendez-vous des bons amis!“

Die Kerle waren schon außer Sehweite. Auf allen Vieren kroch Marsen zurück, sah, daß die Strecke frei war und schlüpfte mit kurzem Ruck in den Tunnel.

Die Luft kam ihm wie schweres Haar entgegen. Die Poren seiner Haut vergrößerten sich. Schweiß floß ihm in bitteren Laugen von der Stirn.

Fünfzig Meter war er jetzt in der Höhle. Setzte die Kiepe ab. Spähte noch einmal in die diesseitige Öffnung des Schachtes, die wie ein behauchtes rundes Brillenglas vor seinen Augen flimmerte. Dann setzte er die Kilopatronen ein, nahm die beiden dünnen Drahtenden zwischen die Zähne und zog die Schnüre an. Mit der leeren Kiepe auf dem Rücken kroch er wieder zurück.

In dem Moment, als er um die Ecke ins Freie biegen wollte, näherte sich ein Wachtposten.

Leutnant Marsen klemmte sich ächzend in eine Lücke der Verzimmerung, zog den Hund zurück und hielt die Pistole vor. Auf halbem Wege kehrte die Wache um und verschwand, irgendwo fern trällernd:

„As-tu vu
As-tu vu la casquette
Du père Bugeaud?“

Nun war Marsen seiner Sache sicher. Huschte aus dem Versteck und legte die dünnen Schnüre fest auf die Erde, zog sie um einen Pfosten, dann um einen Baum, wieder zehn Meter über die Erde, dann nochmal um einen Baum,

legte Steine darüber und hielt endlich hundert Schritt weit in einem offenen Obstgarten.

Eine Pumpe stand da in einem wurmigen Holzgestell. Hier setzte er den Zündapparat ein und richtete sich steil auf. Fuhr sich mit dem frostigen Handrücken über den Mund und murmelte: „So, Freunde, jetzt wird es für Tage mit euren verfluchten Verstärkungen vorbei sein. Jetzt geb' ich das Signal!"

Ganz ruhig ging sein Herz. Die Luft um ihn her zärtelte wie Flaum. Der Duft des trockenen Laubes schmeckte nach Wein und dem Arom prachtvoller Äpfel.

Der Hund schnupperte auf dem Boden einer Katzenspur nach. Marsen zerrte ihn zurück. Streichelte das stachlige Fell und vergaß beinah den Zweck seines Hierseins. War so wundervoll umwärmt und wollte nun schnell die Kurbel drehen.

Da hörte er das dumpfe Gedonner eines Zuges durch den Tunnel. Ein neuer Gedanke klopfte durch seine Schläfen. Das Ohr straff hinaus, die Hand an der Zündung, zählte er langsam die Sekunden. Mit jedem Fall einer Zeitschwingung schwoll das stampfende Geräusch. Er zählte ruhig bis hundert. Rechnete —: jetzt muß die Lokomotive die Sprengladung passiert haben. Klatschte sich auf die Schenkel und kurbelte die Drähte zusammen. War für Minuten taub auf beiden Ohren. Der Boden unter ihm schwankte. Felsstücke kamen wie Hagel geschüttet, rissen ihm tiefe Schrammen und prasselten fegend über das dürre Geäst.

Aus dem Widerhall, der durch die Waldungen rollte, ermaß er den gewaltigen Schlag der Sprengung.

Eine undurchdringliche Staubwolke trieb breitarmig über das Feld. Schon jagte vom Dorf her das Gebrüll erregter Stimmen.

Gewehrschüsse hallten von allen Seiten.

Mit einem Satz erhob sich Leutnant Marsen, rannte querfeldein in großem Bogen um das Dorf herum. Verlor die Perücke im Lauf, verlor die Kiepe, trat Fetzen vom Rock und schlug dutzendmal lang in die Lehmfurchen. Stürmte durch zackiges Dorngebüsch, kletterte über Steinbrüche und rollte wie ein Igel einen steilen Hang herunter.

Er spürte die kalte Schnauze des Hundes am Kinn, sprang auf und rannte weiter. Hatte die Empfindung, wie wenn ihn ein Karussell rasend drehte. Verschwunden war ihm aller Raum. Das Herz tackte kreischend wie eine Säge, die durch Knochen knirscht. Dann klirrte eine Kette neuer Fühlungen dazwischen. Er meinte, mit einem hastenden Train zusammenzuschlagen und prallte auf seinen Burschen.

Er ließ sich in den Wagen heben. Hatte keine Vorstellungen mehr. Landete nach einer Stunde bei den Pionieren, die ihn bewußtlos aus dem Auto trugen. Sie konnten ihm diese Nacht nicht mehr sagen, daß sie das Signal gehört hatten mit entblößten Häuptern.

Unbeweglich lag er auf dem geschichteten Stroh. Sein zerschrammtes Gesicht leuchtete und über dem leisen Hauch seiner Lippen schwebte singend: „Süße Mareile . . ."

Und ist nicht mehr aufgewacht.

Der Heldentod

Tiroler Skizze von Rudolf Greinz

In einem stillen Tal Tirols liegt ein freundliches Haus außerhalb des Dorfes, umgeben von grünen Wiesen und von einem stattlichen Obstanger. Wie hinter einem kleinen Wald versteckt, so heimlich schaut das Haus unter dem Schatten der dicht belaubten Bäume hervor. Üppige Kornfelder und Kartoffeläcker breiten sich vor ihm in der Talebene aus. So weit man sieht, Felder, Äcker, Bäume und große und kleine Bauernhöfe. Unten im Tal und hoch hinauf bis zu den Bergen erstreckt sich das fruchttragende Land.

Hellgrün und klar fließt der Talbach, leicht umsäumt von niederm Erlengebüsch. Tiefgrüne Wälder bilden dunkle Flecke in dem Grün und Gelb der steil anstrebenden Felder und Äcker der Berge. Und freundlich hell blitzen von der Sonne bestrahlt die winzigen Fensterscheiben der sammetbraunen Holzhäuser an den Berglehnen, aufleuchtend in dem Glanz und in der majestätisch stillen Pracht der Alpenwelt. Frieden allerorten und erhabene Ruhe.

Der alte Tobias Wartbichler bewohnt mit seiner Schwester, der Lena, den Hof. Beide alte Leute und beide unver-

heiratet. Und doch gehen gar viele Menschen aus und ein. Das kommt daher, weil der Wartbichlerhof eine Heimstatt für verwaiste Kinder geworden ist.

Der Tobias ist ein altes Manndl. Sieht älter aus als er tatsächlich ist. Scheu ist er und wortkarg und in sich gekehrt. Wenn er kann, so meidet er die Menschen. Da ist die Lena schon eine andere. Auch eine gute Seele, aber viel resoluter und nicht so menschenscheu.

Ist ein wohlhabender Bauer der Tobias. Man möchte es ihm gar nicht ansehen. So ohne Stolz und ohne Selbstbewußtsein ist er. Hat aber doch das Herz am rechten Fleck.

Heiraten hat er nie mögen. Wenn man ihm davon spricht, dann lacht er, und seine guten, dunklen Augen leuchten auf. „Ja, ja, freila! Heiraten!" sagt er langsam vor sich hin. „'s hat mi nia nicht g'freut, 's Heiraten. Und Kinder hab i amerst g'nuag."

Die Kinder, die er wie eigene hält, das sind drei stattliche Burschen und drei nicht mehr ganz junge Mädeln. Gehören beileib nicht zusammen, die Kinder. Die hat man ihm langsam eines nach dem andern ins Haus gebracht. Sind alles Waisenkinder, und das Haus ist ein richtiges, echtes Waisenhaus geworden.

Alle bis auf eins gehören sie zur weitschichtigen Verwandtschaft. Sind Söhne und Töchter irgendeiner entfernten Basl. Die Lena hat sie alle großgezogen, und sind ordentliche, brave Leut geworden. Und weil der Tobias und die Lena das Kinderaufziehen schon einmal so gewöhnt waren, so haben sie auch noch ein landfremdes Kind angenommen.

War ein schmächtiges halbverhungertes Büabl, als es ins Haus kam. Die Mutter tot, der Vater ins Verdienen, und eine Kutt'n Kinder da. Es gibt viel Elend in der Welt. Nicht einmal ins Tal herein gehören die Leut. Das machte dem Tobias nichts aus. Er nahm das Büabl doch auf.

„Mei!" meinte er, „oans mehr oder weniger, dös ist gleich. Magst schon dableiben, Hansele, wenn's di g'freut."

Und es g'freute das Büabl. Es blieb. Fühlte sich bald heimisch auf dem Hof und ebenso dazugehörig wie die andern fünf Waisenkinder aus der Verwandtschaft. War mit der Zeit ein stämmiger junger Bursch geworden, das Hansele, und ein flotter Kaiserjäger. Der Tobias hatte heimlich seinen ganz besonderen Stolz drauf. Ließ sich aber fein nichts anmerken, damit die andern ja nicht eifersüchtig würden.

Klein und schmächtig ist der Tobias, knochig und mager und von der Sonne braun gebrannt. Sein Haar ist schütter und schon stark ergraut, und die großen, dunklen Augen haben den erstaunten Blick eines Kindes. Still und ruhig hatscht er durch das Haus und trifft seine Anordnungen. Hat einen hatscheten rechten Fuß, der Tobias. Ist als kleiner Bub einmal vom Birnbaum gefallen. Davon ist ihm der Tadel geblieben. Haben ihn darum auch nie beim Militär brauchen können.

Es ist ein enger Kreis, in dem der Alte lebt. Sein kleines Reich ist ihm alles. Was draußen vorgeht, berührt ihn wenig.

Und doch hat's ihn auch aufgerüttelt aus seinem Frieden, als die Glocken zum Sturm läuteten in den großen Völkerkrieg.

Er konnte es gar nicht fassen, der Tobias. War schon alt, und zum erstenmal war's auch nicht, daß er einen Krieg miterlebte. Aber da war niemand von den Seinen gewesen, der hätte mitgehen müssen. Heute war's anders. Da mußten alle drei Burschen mit, der Klaus, der Jos und das Hansele.

Ein lachender, wolkenloser Augustmorgen war's, an dem die Sonne so strahlend und hell und glückverheißend schien wie noch nie in diesem Sommer. Im Hintergrund des Tals ragten die steilen Bergriesen. Sie sahen aus wie trotzige Wächter ihrer Heimat.

Vom spitzen Turm der Kirche erscholl der Glockenruf, ging durch das Tal und wanderte hinauf zu den Höhen. Langsam, feierlich, mahnend ... Sturm! ... Landsturm! ... Der alte Kaiser rief aus der Glockenstube sein treues Tiroler Volk zu den Waffen gegen übermächtige und tückische Feinde.

Sie wußten es alle im Dorf. Das war der Krieg. Und unheimlich schnell versammelten sie sich auf dem Dorfplatz Ein ruhiger Ernst lag auf den wetterharten Gesichtern der Bauern. Freudige Begeisterung erfaßte die Burschen. Die Weiber und Mädeln weinten. Krieg ... Sturm ... Landsturm ...

Der Tobias draußen am Wartbichlerhof war zuerst ganz ruhig. Er konnte es nicht fassen. Still wie alle Tage ging er seiner Beschäftigung nach. Kümmerte sich nicht viel um die großen Ereignisse der Welt.

Die Lena sagte es ihm, als er im Sonnenschein vor der

Tür saß, daß die Buben fortmüßten in den Krieg. Da hielt der Tobias einen Augenblick inne mit Sensendengeln und sah sie verwundert und erschrocken an. „Heut' no?" fragte er nach einer Weile, und seine Stimme zitterte ein wenig.

Ja!" Dann lief die Lena laut weinend ins Haus hinein und suchte in den Sachen der Burschen, was sie ihnen noch mitgeben könnte in den Krieg. Und packte und stopfte die Rucksäcke voll. Würste und Speck und Schnaps und Brot. Die Lena hatte eine unklare Vorstellung von Hunger und wollte ihre Buben gut verköstigt wissen.

Der Tobias sagte nicht viel beim Abschied. Er drückte nur allen dreien die Hand, als sie vor ihm standen, und schlich dann scheu und gedrückt in seine Kammer. Aber die Lena, die weinte herzhaft und winkte den Buben immer und immer wieder mit der Schürze. Gar am unliebsten sah der Tobias den Jüngsten, das Hansele, scheiden. Er ließ sich aber nichts anmerken.

War das ein Leben und Treiben auf der kleinen Talbahn. So viele lustige Menschen auf einmal hatte das Bahnele noch nie befördert. Singend und juchzend saßen und standen die Männer und Burschen eng gepfercht. Zug auf Zug mit jubelnden kaisertreuen Kriegern rollte durch das Tal. Und viele verließen auf immer den stillen Frieden der Heimat. . . .

Langsam schlichen die Wochen dahin. Eine bange Zeit . . . Es gab wenig Männer mehr im Tal. Und der große Friede der Berge hatte etwas Beklemmendes und Erdrücken-

des. Man atmete schwerer und in geheimer Sorge. Wie es ihnen wohl gehen mochte, den tapfern Söhnen des Tals? .. Eins fragte das andere, und niemand wußte Bescheid.

Am Wartbichlerhof war es ganz still geworden. So still und einsam, als hätte man erst vor kurzem Tote in den Freithof getragen.

Von den Buben war jetzt schon einige Zeit keine Nachricht mehr eingetroffen. Und es hieß, die Tiroler stünden im Feuer ... Den Klaus wußte man in Galizien gegen die Russen. Der Jos und das Hansele waren gegen die Serben gezogen.

Da bekam der Tobias auf einmal Interesse für den Krieg. Und weil das Hansele gegen die Serben war, kümmerte er sich um diesen Krieg am meisten. Er wurde redseliger und frug ab und zu, wie's denn eigentlich stünde, und ob man den König Peter immer noch nicht gefangen hätte.

Auch den Herrn Kooperator und den alten achzigjährigen Herrn Dekan frug er. Man sah es dem Tobias jedesmal an, wie er es sehnlichst wünschte, daß man den König Peter einfing. Es war ganz vergeblich, dem Tobias einen ordentlichen Begriff von dem Krieg beizubringen. Er hörte andachtsvoll zu und gläubig wie ein Kind, um dann immer wieder auf die eine Frage zurückzukommen. Und auf den greisen Herrn Dekan gab der Tobias doch so viel. Der war für sein frommgläubiges Gemüt das Gleiche wie das Evangelium.

Das erstemal war es, daß er mit dem Herrn Dekan innerlich nicht ganz übereinstimmte. Denn der hochwürdige Herr

hatte ihm erklärt, daß es ja eigentlich gar nicht notwendig sei, den König Peter zu fangen, wenn man nur sein Heer vernichte. Das ging dem Tobias jedoch nicht ein. Das Glück und Unglück des ganzen Riesenkrieges hing bei ihm nur mit der Frage zusammen, ob man den König Peter fing oder nicht ...

Und wieder läuteten die Glocken von dem spitzen Kirchturm dem jungen Tag entgegen. Kurz und klagend war ihr Ton. Sie klagten um den ersten toten Krieger des Dorfes, der auf dem Felde der Ehre gefallen war.

Der Tobias stand im Acker und grub mit der Schaufel in der taufeuchten Erde. Er horchte auf den Glockenton, steckte die Schaufel in die Erde, zog den Hut, faltete die leicht zittrigen Hände und betete in der Morgenkühle des Herbstes für den Toten, der weit von der Heimat in fremder Erde lag.

Die Leute am Wartbichlerhof redeten jetzt nur mehr wenig von den Buben. Wozu auch? Bauern machen nicht viel Worte und fügen sich mit Ergebung in das Geschick. Dabei ist es ein felsenfestes Gottvertrauen, das sie aufrecht hält und hoffen läßt ...

Die ersten Verwundeten sind ins Land gebracht worden, und einer der allerersten war der Jos vom Wartbichlerhof. Der hatte einen Beinschuß bekommen und hatschte jetzt noch viel ärger als der alte Tobias.

Ganz plötzlich stand der Jos da, und die Lena konnte sich kaum fassen vor Freude. Vom Nachbarhaus her hatten sie den Jos kommen gesehen, waren ihm entgegen gelaufen

und hatten ihn heimgeleitet wie einen Sieger. Dann waren sie alle zusammengekommen vom Wartbichlerhof, hatten den Jos umringt und ausgefragt.

Die Lena war in die Küche gegangen, um schnell einen Kaffee zu kochen. Denn der Jos hatte sicher lange keinen Kaffee mehr getrunken. So stellte sich's die Lena wenigstens vor.

Als der Jos mit schweren, ungelenken Schritten in das Haus trat, kam der Tobias gerade aus seiner Kammertür heraus.

„Tobias ..." sagte der Bursche und trat auf den Bauern zu.

Der Alte stand wie vom Schlag gerührt und sah zu dem schlanken, hochgewachsenen Burschen auf. Er mußte sich am Türrahmen festhalten. Dann fuhr er sich mit der zittrigen, welken Arbeitshand über die Augen.

Wortlos reichte er dem Jos die Hand. Kaum ein leichter, flüchtiger Druck der beiden Hände. Aber aus den guten, treuen Augen des Alten kamen die Tropfen. Dick und schwer. Der Tobias mußte in die Kammer gehen. Damit es die andern nicht sahen, wie er weinte.

Draußen in der Küche saß jetzt der Jos bei dem großen Tisch, der in der Ecke stand, und erzählte. Nicht ausführlich und nicht viel. Er war ziemlich wortkarg, der Jos, und die Lena mußte eigentlich alles aus ihm herausdrücken. Dabei paßte sie aber auf jedes Wort wie ein Haftelbeißer, vergaß in ihrer Aufregung ganz den Kaffee in die Kanne zu gießen und schüttete das bloße Wasser auf.

Ja, er war merkwürdig wortkarg, der Jos, und wollte

nicht recht heraus mit der Sprache. Dazu hatte er in seinem Wesen etwas Gedrücktes und Scheues, was sonst nicht seine Eigenart war. Seine Blicke irrten oft fast erschrocken ins Leere, als ob sie weit, weit fort etwas sehen würden. Er mußte Furchtbares gesehen haben, der Jos, in dem großen Krieg. Und das tauchte wohl immer wieder vor ihm auf. Es schien, als ob er sich erst langsam an den Frieden seiner Heimat gewöhnen müßte.

Sie frugen ihn auch nach dem Hansele. Wie es dem wohl ergehe. Der Jos behauptete, daß er nichts Näheres wisse. Erst nach ein paar Tagen kam es heraus, daß der Jos ganz genau um das Schicksal des Hansele wußte. Er hatte es nur nicht früher über das Herz gebracht, dem Alten und der Lena das schwere Leid anzutun.

Der Hansele war den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Bei einem Sturmangriff hatte ihn und einen Zug seiner Kameraden eine feindliche Granate in Fetzen gerissen ...

Nun wußte es auch der Tobias. Der Hansele, der jüngste Bub und sein Liebling, würde nicht mehr in das Tal zurückkehren. Der Tobias starrte wie geistesabwesend vor sich hin, als der Jos endlich mit der Wahrheit herausrückte. Daß so etwas möglich war ...

Dann waren die Nachbarn gekommen und versuchten den Tobias und die Lena zu trösten. Und alle sprachen sie vom Heldentod und von der Ehre, für das Vaterland zu sterben. Und wie der Tobias stolz sein könne, daß er einen Helden aufgezogen habe.

Der Alte hörte still zu und erwiderte kein Wort. In seiner innersten Seele dachte er aber, daß der Tod des Hansele auch damit zusammenhänge, weil man noch immer nicht den verflixten König Peter gefangen hatte.

Dann läuteten auch für den Hansele vom Wartbichlerhof die Totenglocken. In der Dorfkirche hielten sie ein feierliches Seelenamt für den gefallenen Krieger. Mit Gesang und Orgelspiel. Der greise Herr Dekan selbst zelebrierte das Amt, und nach dem Evangelium bestieg er die Kanzel und hielt eine ergreifende Predigt über den Heldentod fürs Vaterland.

Der Tobias hatte bis dahin keine Träne weinen können um das Hansele. Jetzt, da der Dekan da droben sprach, schüttelte es den Alten vor Weinen. Vom Andreas Hofer sprach der Herr Dekan und wie die Tiroler sich würdig erwiesen hätten ihrer Ahnen. Und jeder, der den Heldentod stürbe für das Vaterland, käme vom Mund auf in den Himmel. Ihm öffneten sich weit die Pforten des himmlischen Paradeises, und alle Chöre der Engel empfingen ihn. Denn jeder, der da draußen stünde in Wehr und Waffen, schützte ein Dach seiner Heimat, und der himmlische Lohn sei den Tapfern sicher.

Es war am Nachmittag des gleichen Tages, da sie dem Hansele vom Wartbichlerhof das Seelenamt hielten. Der alte Herr Dekan ging mit seinem Brevier in der Hand im Garten des Widums auf und ab. Der Spätherbst hatte die Bäume entblättert. Die scheidende Sonne schien in den Garten.

Da kam der Tobias langsam auf den Herrn Dekan zu, nahm ehrfürchtig seinen Hut vom Kopf und meinte: „I hab' mi grad erkundigen wollen, Herr Dekan, ob der Hansele wirklich und wahrhaftig vom Mund auf in Himmel kommen ist."

„Der ist vom Mund auf in Himmel kommen!" versicherte der Herr Dekan dem Alten, steckte das Brevier in eine Tasche seines Talars, nahm den Tobias leise bei der Hand und führte ihn zu einer Gartenbank, wo sich die beiden alten Männer niederließen. „Mußt es nit so hart nehmen, Tobias ..." fuhr der Herr Dekan fort. „Der Hansele hat den Heldentod erlitten, und das ist der ehrenvollste Tod, der Heldentod für Kaiser und Reich."

„So ist der Hansele mit großer Ehr' in Himmel kommen ..." sprach der Alte halblaut vor sich hin.

„Und die Pforten des himmlischen Paradeises haben sich weit vor ihm geöffnet," sagte der Herr Dekan.

„Da stehen wohl am Himmelstor Engel Wacht?" frug der Tobias.

Ein Lächeln ging über das runzlige Gesicht des Herrn Dekan. Dann meinte er: „Dös kannst dir wohl denken Tobias. Sonst möcht' ja glei alles G'sindel eini in Himmel."

„Da haben die Engel am End' gar aufgepflanzte Bajonetter ..." sagte der Tobias.

„Das werden sie wohl haben ..." gab ihm der Dekan recht. Was sollte er auch den Alten in seinem schlichten Kinderglauben stören.

Nach einer längern Pause frug der Tobias: „Da werden

die Wachtengel vielleicht gar haben präsentieren müssen, wia der Hansele kommen ist . . ." Halb Schüchternheit, halb Stolz sprach aus der Stimme des Alten, und seine Augen hingen an den Lippen des Herrn Dekan.

Der drückte jetzt fest beide Hände des alten Bauern, als ob er es ihm nicht kräftig genug versichern könnte: „Präsentieren haben sie müssen und den Generalmarsch schlagen, wia der Hansele eingezogen ist durch das himmlische Tor!"

„Wohl den Generalmarsch aa?" meinte der Tobias. Wie ein freudiges Weinen zitterte es in seiner Stimme.

„Ganz gleich wie vor an General auf der Welt herunten!" versicherte ihm der Herr Dekan.

Der Tobias fuhr mit der Hand über die feuchten Augen. Unwillkürlich hob er der Kopf gegen den Himmel, an dem die Sonne untergegangen war. Lange war der alte Bauer still, und der Herr Dekan störte ihn nicht in seinen Betrachtungen.

Es war dem Tobias, als ob er hoch dort droben, weit über den mächtigen Gipfeln seiner heimatlichen Berge in den Himmel sehen könnte . . . und als ob er den Hansele sehen müßte . . . den Hansele vom Wartbichlerhof, den er aufgezogen hatte zum Heldentod fürs Vaterland . . . den Hansele, wie er in das himmlische Paradeis schritt unter den Ehrenbezeigungen der Engel, die das Gewehr präsentierten und den Generalmarsch schlugen . . .

Völlig frei war es dem Alten geworden ums Herz. Er erhob sich und küßte dem Herrn Dekan die rechte Hand. „I dank halt schön für die christliche Belehrung, Herr De-

kan!“ sagte er und hatschte langsam aus dem Garten des Widums. Der Hansele hatte den Heldentod gefunden. Da durfte er nicht murren dagegen. Es war die höchste Ehre die dem Buben widerfahren konnte, der in der himmlischen Glorie weilte . . . Wenn sie jetzt noch den König Peter fingen . . .

Der Schulkamerad

Von Hermann Hesse

Am Nachmittag bekam ich eine Postkarte aus dem Felde. Nichts Wichtiges darauf, aber der sie geschrieben hatte, hatte am 16. abends noch gelebt und in einem belgischen Quartier Tee gekocht. Quartier, Tee, Bleistift, Postkarte, das ist schon recht viel. Man atmet auf, man lächelt, man sieht seine Lieben in Gedanken nimmer im kalten Felde kriechen, nimmer im Dampf und höllischen Gekrache, man sieht sie menschlich, lieb, vernünftig, einfach, einen Zwieback in der Hand oder eine Zigarette, auf einem Stuhl und an einem Tisch oder Fenstersims, ein Dach über sich und Aussicht auf ein Bett in der Nacht. Das ist viel, sehr viel. Ich atmete auf, ich lächelte, und plötzlich hatte ich Lust, die weggelegte Zeitung vom Morgen doch noch zu lesen, einen Brief zu schreiben, später vielleicht noch in die Stadt zu gehen. Das Nebelwetter schien heller, die Stube wärmer.

Ehe ich die Postkarte weglegte, blieb ich nochmals an der kleinen quergeschriebenen Nachschrift hängen, die schwierig zu entziffern war. „Von unseren Schulkameraden aus P. ist neulich noch ein dritter gefallen, Eugen Siegel (es konnte auch Singel oder Sippel heißen)." Ich wußte nicht

recht damit Bescheid. Ich war in jener Schule in P. nur ein Jahr gewesen, hatte längst gar keine Beziehungen mehr dorthin, und es war vierundzwanzig Jahre her. Nein, ich hatte keine Erinnerung mehr an diesen gefallenen Seigel oder Seipel. Überhaupt, jene ganze Zeit, jenes beklommene Schuljahr in der Fremde, zum erstenmal von Hause fort in Pension, vor mir ein gefürchtetes Examen, das lag alles seit vielen Jahren unberührt in einem Loch meines Gedächtnisses. Merkwürdig freilich und unheimlich bleibt es immer, wie so ein Stück Leben einem versinken kann, wie auf der Tafel der Erinnerung die Augenblicke, Stunden, Tage, Jahre wechseln, erscheinen und wieder verschwinden, viele für immer.

Ich las meine Zeitung und dann die übrige Post, eine kleine schäbige Zufallspost, wie man sie als Deutscher im Auslande jetzt kriegt. Ich schrieb einen Brief, ging rauchend im Zimmer auf und ab. Nein, dachte ich, ich muß so bald wie möglich wieder nach Deutschland fahren, Freunde besuchen, Nachrichten sammeln, Wirklichkeit atmen. Ich lebte ja hier, die Stunden seltenen Vergessens abgerechnet, wie in der Leere, wie von meinen Wurzeln abgeschnitten! Herrgott, wenn es doch einmal vor Verdun tüchtig vorwärts gehen wollte, oder wenn man Calais hätte! Und in Galizien auch nichts Klares, Triumph der Österreicher, Triumph der Russen, Tag für Tag. Und wieder gingen meine Gedanken den alten nutzlosen Weg im Kreise, hinter Dingen her, von denen jetzt allerdings alles abhängt und von denen ich doch so gar nichts verstehe.

Ausgehen mochte ich nimmer. Da draußen ist ja nicht Krieg, da weht ja nicht eine einzige Fahne hoch über allen Köpfen, Einheit schaffend und persönliche Sorgen mitwälzend in die eine große Sorge, und es ist auch nicht Freiheit vom Kriege, sondern nur banger Friede und schwer bedrückte Zeit, Menschentreiben lieb und rührend wie sonst aber keine Flamme, kein Rausch, kein Schrei! Ach, ich will ja auch das im Grunde nicht, ich will eigentlich weder Rausch noch Heroismus; ich will ja gar nichts als leben, richtig und vernünftig leben, wie es dem Menschen zukommt, und das ist so schwer, so unbegreiflich schwierig geworden!

Eugen Seipel, oder Siegel, oder Seigel... Der Name ist wieder da, und ich kann feststellen, er war es, der heimlich alle meine Gedanken unruhig gemacht hat. Eugen Siegel ist gefallen, ein Eugen ohne richtigen Namen, ohne ein Gesicht, aber ein Mensch, den ich einst gekannt, mit dem ich einst bei demselben Lehrer in derselben Schulstube gesessen bin, Vormittage und Nachmittage, schrecklich lastende, hoffnungslose Montagmorgen und gute, versöhnliche, milde, aussichtsreiche Samstage — ein Mensch, der mich etwas angeht, der mit seinem Tod eine Teilnahme von mir fordert, dessen Fremdheit meine, nicht seine Schuld und für mich ein Vorwurf ist. Ich muß sein Gesicht finden, seinen Namen herausbringen. Ich muß das Hinterste umstülpen. Wenn er wirklich in meiner Klasse gewesen ist, muß er ja zu finden sein.

Ich schließe die Augen und denke an die Schule in P. Ich sehe das Schulzimmer, vier Fenster, Katheder, Ofen, Schrank, Landkarte. Da fehlt nichts, das Bild ist noch voll-

ständig. Wir saßen in sechs, nein in acht Bänken, ich in der dritten. Neben mir Bollinger und Haas und vor mir Strauß und Hagenbach und ganz vorne in der Ecke der mit dem Bürstenkopf und den langen Hosen. Wie hieß nur der? Einerlei, es fing nicht mit S an. Dessen bin ich sicher. Aber warum eigentlich?

Aber halt — Siegel! Siegel heißt er. Ich habe ihn jetzt. Unbegreiflich, daß mir das nicht sogleich einfiel! Er war es, der Kleine, sehr Zierliche, Hübsche, der ganz hinten an der Wand in der Mitte der Bank saß, dem Stock des Lehrers unerreichbar, und wenn der alte Rektor etwas von ihm wollte und guter Laune war, dann rief er ihm: „Siegelein, Siegelein an der Wand, wer ist der Gescheitste im ganzen Land?" Wie hatte ich das vergessen können! Aber doch, ja, eigentlich war sein Name uns nicht geläufig, wir nannten ihn nie Siegel. Er hieß ja Prinz Eugenius.

Und kaum war dieser Name da, so stand der kleine, feingliedrige Knabe ganz vor mir, deutlich und scharf wie vor vierundzwanzig Jahren, mit seinem hübschen Scheitel, mit dem netten Stehkragen, mit der geraden, schmalrückigen Nase und den hellen, etwas nah beieinander stehenden Augen. Er hatte geschickte Finger und schrieb zu meinem Neide eine entzückende, klare, kleine Handschrift und war unser bester Rechner in der Klasse. Jetzt war er also gefallen...

Wenn man im September über eine Wiese geht und die erste Zeitlose sucht und man sieht schließlich eine, und weiter drüben noch eine, und wieder zwei, und plötzlich eine

ganze Menge, hundert und mehr — so geht es mit den Erinnerungen auch. Man sucht und findet lange nichts, aber wenn die erste und die zweite da ist, dann sind es plötzlich zehn und hundert, unzählige und drängen sich um einen wie ein Vogelschwarm.

Ich wußte jetzt alles wieder. Prinz Eugenius war einmal mein Freund gewesen. Nicht lange, zwei oder drei Wochen vielleicht. Wir paßten eigentlich nicht zueinander, aber seine Geschicklichkeit und sein nettes Benehmen machten ihn beliebt, und so liebte auch ich ihn, und ich wollte sein Freund werden. Er war so leicht und zierlich und immer so guter Laune, und er hatte nichts dagegen, ich durfte schon sein Freund sein. Ich begleitete ihn damals immer nach der Schule bis vor sein Haus, es war ein weiter Weg für mich, und unsere Pensionstante schalt mich für das tägliche Zuspätkommen pünktlich aus. Aber das war das einzige, was ich für meinen Freund tun und leiden konnte, und mir war es viel zu wenig. Am liebsten hätte ich ihm das Leben gerettet, ich hegte damals solche Situationen in meinen Träumen. Wenigstens wollte ich ihm meine Markensammlung schenken, das nahm er aber nicht an, und sonst hatte ich nichts. Nur wenn alle Monate mit der Wäsche irgend etwas Gutes von meiner Mutter kam, eine Wurst oder Anisschnitten, dann war ich reich und konnte spenden. Aber damals kam nichts, wochenlang nichts, und mein Freund Eugenius ließ sich zwar von mir heimbegleiten, aber sonst war er nach wie vor gegen jeden anderen so freundlich wie gegen mich und wollte nicht einsehen, daß das keine Freund-

schaft sei und mir nicht genüge. Meine Vorwürfe hörte er kaum an, er lachte mich aus und sagte, ich sollte doch kein Dummkopf sein.

Da hatte ich eines Sonntags ein herrliches neues Spiel entdeckt. Es waren schale Pensionssonntage, Zeugen mancher Wut und mancher Träne, morgens Kirchgang und Lernen, abends Tricktrack und wenige Bücher — wären nicht Schillers Gedichte und die „Hallig" von Biernatzki darunter gewesen, ich wäre verzweifelt oder davongelaufen Nur am Nachmittag hatten wir bei gutem Wetter zwei, drei Stunden für uns und durften ohne Aufsicht spazieren gehen, nur nicht allzu weit und nur nicht ans Wasser oder in die Felsen, und auch der Weitsprung über die offenen Lohgruben in der nahen Gerberei war verboten. Nun, einige von uns hielten zusammen und nahmen es auf sich, Sonntag abends nötigenfalls für schmutzige Stiefel, Löcher in den Hosen und nasse Strümpfe sich bestrafen zu lassen. Wir hatten soeben eine wundervolle neue Lustbarkeit entdeckt. Flußabwärts unterhalb der Stadt war zwischen den Fabrikhöfen eine öde Stelle, wo am Flußufer eine kleine Strecke mit Abfall aus der Stadt aufgefüllt wurde. Dort war nun eine Wagenladung, oder vielleicht viele, mit alten tönernen Sauerwasserkrügen ausgeleert worden, und wir Buben hatten damit begonnen, diese alten Krüge mit Steinen vollends klein zu hauen. Dabei entdeckten wir aber bald eine Menge von Krügen, um die es schade war, denn sie waren fast unbeschädigt. Die verschlossen wir nun mit Pfropfen aus gekautem Papier schön luftdicht und warfen sie ins Flüßchen, das sie schnell mit

fortnahm. Wir aber hatten Steine bereit und einige von uns auch Schleudern, und es galt nun, jeden schwimmenden Krug mit einem guten Schuß zu treffen und zu versenken, ehe er außer Sicht kam und entrann.

Zu diesem neuen Sport lud ich meinen Freund Eugenius ein. Die Schützenübungen am Fluß waren mein und meiner Kameraden Geheimnis, und seine Preisgabe war das einzige Große, was ich zu geben hatte. Aber Eugen Siegel war enttäuschend wenig begeistert, ich hatte geglaubt, ihm das Köstlichste anzubieten und hatte nun alle Mühe, ihn überhaupt am nächsten Sonntag für eine Stunde an unsern heimlichen Lustort mitzukriegen. Und dann fand er unser Spiel grob und langweilig, und wie ich ihn so urteilen hörte, tat mir plötzlich das Herz unsäglich weh, ich stand verraten, und plötzlich sah ich wirklich die Armseligkeit unseres Tuns, die schäbige Häßlichkeit des Scherbenhaufens zwischen den Fabrikhöfen, und ich ging weg, in der Seele krank, und wollte nimmer auf Tonkrüge schießen und wollte aber auch von der Freundschaft mit Eugenius nichts mehr wissen. Später hatte ich ihn nur selten wiedergesehen und mit den Jahren aus Augen und Gedächtnis verloren. Und jetzt lag er in einem Soldatengrab in Belgien, und seine hübschen, gescheiten Augen waren geschlossen, und seine kleine, geschmeidige Gestalt stak zertrümmert im grauen Waffenrock.

Es kamen Besuche zu mir, und ich war bis zum Abend in ihrer Gesellschaft. Erst als ich zu Bette ging, konnte ich wieder an die Sache denken. Sie griff mir nicht ans Herz,

sie war traurig wie so viele ähnliche, und nach einer Weile entliefen meine Gedanken von dem Soldatengrab in Belgien. Der Schlaf war mir schon nahe. Aber da nun einmal die dunkle Brunnenstube früher Herzenserinnerungen geöffnet stand, kamen andere Gestalten hervor, meine Freunde aus der Lehrzeit, aus der Studienzeit, aus meinen Reisejahren, Deutsche und Ausländer, und viele von ihnen wußte ich im Felde stehen — Musiker, Schriftsteller, Maler, Kaufleute, Weltreisende, auch ein paar Offiziere. Nachricht hatte ich nur von dreien. Der eine hatte seine letzte Postkarte beim Einrücken geschrieben, in den ersten Tagen des August, zwei beim Ausmarsch ins Feld, seither nichts mehr als die paar Grüße aus Belgien, deren letzter heute gekommen war. Wo waren sie alle?

Ich schlief bis gegen eins und träumte von der Schulknabenzeit, aber die Mitschüler waren bärtige Männer und trugen die Felduniform. Dann erwachte ich plötzlich, der Wind rüttelte am Fensterladen. Ich schreckte empor und wußte nicht wo ich sei. Ich fühlte nur eine dunkle Erschütterung in der Seele und ein nächtlich grauenvolles Weh im Herzen, saß halbwach im Bette aufrecht und erwachte erst völlig, als ich Träne um Träne auf meine Hände tropfen fühlte.

Treue

Von Richard Sexau

Und wie sagte er noch? Ja, ja ... so mag es gewesen sein ... ‚Ob du mir treu bleiben kannst,' sagte er, ‚ich weiß es nicht. Vielleicht ist es dir nicht gegeben. Wer will dich für dein Temperament verantwortlich machen?' ... Mir nicht gegeben?" jämmerlich schluchzte sie auf, und Tränen kollerten ihr über die Wangen, indes sie tapfer durch das Dunkel der Nacht vorwärtsschritt. Manchmal sank ihr Fuß in ein tiefes Loch. Der Knöchel schmerzte. Dann wieder stolperte sie über aus dem Boden gerissene Zuckerrüben, die zu Hunderten, den Weg erschwerend, herumlagen. Aber sie ließ nicht ab. Da vorn, wo es so seltsam knatterte, von wo zeitweise ein stärkerer Knall Echo zu wecken schien, da war ihr Ziel. Und sie mußte dies Ziel noch um jeden Preis in dieser Nacht erreichen, vor Tagesanbruch.

Wie um sich selbst auf dem grauenvollen Weg an Toten und Verwundeten vorbei neuen Mut zu machen, fing sie abermals ihr Selbstgespräch an:

„Und so schlecht denkt er nur darum von mir, weil ich einmal dumm gewesen bin, weil einmal gewissenlose Men-

schen meine Unerfahrenheit mißbraucht haben ... Aber wie lang ist das schon her? ... Damals, da kannte ich ihn ja noch gar nicht. Sonst wäre das auch nie so gekommen ..."

Es ging wirklich besser so. Wenn sie nur ihre eigene Stimme hörte, war ihr gleich weniger ängstlich zu Mut. Sie konnte sich einbilden, daß sie sich mit jemand anderem unterhielt.

„Und was hat er noch außerdem gemeint? ... Auch so etwas merkwürdiges! ... Richtig, das war es, daß er es mir gar nicht nachtrüge, wenn ich auch nicht auf ihn warten könnte ... Ist denn das noch Liebe, die so denkt, oder ...? Nein, nein, es war gewißlich gut von ihm gemeint. Er hat mich ja auch dabei so treuherzig angeschaut ... Und immer will er mir danken, sein Leben lang, daß ich so lieb zu ihm war ..."

Wieder flossen die Tränen, und gewaltig mußte sie sich räuspern und schneuzen, bis sie in ihrer Unterhaltung fortfahren konnte.

„Glaubt er denn, unsereiner kann einen Mann nicht gerade so gern haben wie die feinen Damen? Und sich brav halten für ihn, mag es auch noch so lang dauern? Ja, so ein armes Ladenmädel ... Da rümpfen die Leute immer die Nase. Zum Techtelmechtel, dazu ist man etwa gerade noch gut genug. Aber was anderes trauen sie einem schon gar nicht zu. Die werden aber Augen machen. Und der böse Bub soll die seinen gar zu allerweitest aufreißen!"

In ihr Schluchzen hinein lächelte sie jetzt voll froher Erwartung, wie sie ihn überraschen wollte.

„Es war gar nicht so leicht, mein Lieber, ins Rote Kreuz zu kommen, gleich, damals, vor fünf Wochen, als du weg warst. Und eine Heidenschinderei ist's wohl auch gewesen seither. Aber durchgedrückt hab' ich's doch, und die Prüfung als eine der Ersten bestanden. Da schaust . . . Und jetzt darf ich heraus. Geprüfte Krankenpflegerin . . . so heißt es im Zeugnis. Das lasse ich mir gefallen. Im Etappenlazarett haben sie mich drin behalten wollen. Aber ich bin ihnen durchgeschlupft. Wozu rasseln denn die vielen schweren Autos in einem fort zum Gefechtsfeld? Die konnten so ein armes Mädel doch mitnehmen. Nur nicht so lang besinnen. Sie ließen einen schon aufsteigen. Und richtig, es ging. Wenigstens eine gute Strecke weit. Werden mich draußen auch brauchen können, hab' ich mir gedacht. Und fortjagen, das gibt's nicht, wenn ich nur einmal ganz vorne bin. Wo dein Regiment so ungefähr steht, das war ja so schwer nicht herauszubringen. Aber jetzt sollte ich 's halt auch endlich finden . . ."

Sie schrak zusammen. Die nächsten Dinge, umgestürzte Bäume, ein Munitionswagen, dessen Rad zerbrochen war, ein paar menschliche Körper, sie wußte nicht ob tote oder schwerverletzte, tauchten plötzlich wie durch Zauber aus der Finsternis auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Ein Scheinwerfer leuchtete die Felder ab; weit weg, auf einer Höhe, gewahrte sie das blendende Auge. Und jetzt sah sie, wie der Lichtkegel langsam weiter hinauskroch in die Nacht.

Nun schoß es auch ganz in ihrer Nähe. Und vorn wurde

der Kanonendonner heftiger. Hatte sie mit ihrem Wagnis nicht doch eine große Dummheit begangen? Recht unheimlich und immer unheimlicher wurde ihr, je weiter sie voranschritt. Und auch die Kraft zu ihren Selbstgesprächen fand sie nicht wieder.

Geduckt und scheu schlich und sprang sie von einem sicheren Plätzchen zum andern. Da drüben, da lief die Straße. Die hatte sie meiden wollen, damit man sie nicht zurückbrachte. Jetzt blieb ihr aber doch keine andere Wahl. Das Knarren der Fahrzeuge, die Laternen, die ganz verstohlen zeitweise aufblitzten, verrieten, daß alles sich dort der Front zu bewegte. Man nahm sie gewiß mit, wenn sie nur schön bat. Frischen Mut also!

Es dauerte gar nicht lange, so hielt sie neben einem Reiter, den ein grauer Umhang ganz umhüllte. Ihm trug sie ihre Bitte vor. Anfangs schien der Offizier nicht übel Lust zu haben, sie wegzuschicken. Aber sie waren allein auf der Straße. Kein Gefährt fuhr zurück zur Etappenstation. Und das Mädchen wußte so flehentlich zu bitten, sah so rührend kindlich aus in dem weißen Häubchen der Pflegerinnen und dem schwarzen Kleid, das an Kommunion erinnerte. Wie ein Schlüssel zur Ewigkeit schob sie ihm auch immer wieder ihre Bestallung vom Roten Kreuz unter die Augen, bis er schließlich erlaubte, daß sie auf einem der folgenden Wagen Platz nahm.

Neben einen schlaftrunkenen Soldaten kam sie zu sitzen. Erst nach einer Weile war dieser so weit ermuntert, um ihr auf ihre Fragen Rede und Antwort zu stehen. Zu einer

Munitionskolonne also war sie verschlagen worden, die den kämpfenden Infanterieregimentern während der Nacht neue Patronen in die Gefechtslinie zu schaffen hatte. Fast hätte sie laut vor Freude gejubelt. Ob er die Nummern der Regimenter kenne?

Sie waren ihm unbekannt. Aber er selbst unterstand dem xten Korps. Und dazu — am liebsten wäre sie dem wortkargen Gesellen um den Hals gefallen — gehörte ja auch Ulrichs Regiment. Das war eine glückliche Fügung. Besser und rascher, als sie gedacht hatte, kam sie zu den vordersten Truppen.

Nach anderthalb Stunden etwa wurde halt gemacht. Im Flüsterton besprach sich der Offizier mit ein paar andern. Nur ganz verschwommene Umrisse der Gestalten konnte man bei der herrschenden Finsternis gewahren. Alle Lichter waren längst gelöscht worden. Ja, man hatte sogar die Räder mit Stroh umwickelt. Denn jedes Geräusch mußte vermieden werden.

Wagentüren gaben beim Öffnen schrillen Klang. Körbe oder Kisten wurden auf die Erde gestellt, mit anderen vertauscht, in andere Karren verpackt. Geheimnisvoll und gespenstisch spielte sich das alles ab, ohne daß das junge Mädchen die einzelnen Vorgänge genau zu verfolgen vermochte.

Mit einem Male stieg ihr die Furcht auf, daß man sie wieder rückwärts befördern könnte. Die Munitionskolonne kehrte ja jetzt wieder um. Aber lang machte ihr diese Sorge nicht zu schaffen. In einem unbeobachteten Augenblick stahl

sie sich von ihrem Wagen fort und duckte sich unter ein Gebüsch, nahe jenen Soldaten, die offenbar hier auf die Kolonne gewartet hatten.

Als nun diese und ihre Fahrzeuge sich leise nach der Richtung aufmachten, in die sie ebenfalls zu gelangen wünschte, folgte sie. Kaum waren sie etwa hundert Meter gegangen, glaubte sie von rückwärts gedämpft, doch eindringlich nach sich rufen zu hören: „Schwester ... Schwester Sefa ..."

Sie ängstigte sich nicht wenig, daß man sie vorzeitig entdecken könnte, und schlich noch geduckter dem kriegerischen Zug nach, der sie ins Vordertreffen führen sollte. Aber von ihren neuen Begleitern achtete niemand auf diese Rufe. Sie war geborgen. Sie setzte ihren Kopf durch.

Nun erlebte sie etwas Ähnliches, wie sie es unzähligemal früher in Indianerbüchern gelesen hatte. Beinahe hätte sie laut darüber hinausgelacht. Doch hielt sie eben noch an sich.

Ganz nahe aus dem Dunkel krachte ab und zu ein Schuß. Einige der ewig knurrenden Kanonen hatte man bereits hinter sich gelassen. Mehrmals wurden sie von Posten angerufen und durften erst auf ein Losungswort unbehelligt weiterziehen.

Ein kühler Wind machte Sefa frösteln. Wenn man aufmerksam nach rechts schaute, konnte man, wenig über dem wellig ansteigenden Erdboden, einen ganz dünnen, ganz schwachen Lichtschimmer bemerken. Der Morgen graute. Jenen unangenehmen Geschmack im Mund, der sich nach

durchwachten Nächten einzustellen pflegt, suchte sie durch Pfefferminz zu beseitigen. Wann sie sich wohl das nächste Mal die Zähne putzte? Wieder mußte sie lachen. Auf was für dumme Gedanken man doch verfiel! Gedanken, die so gar nicht zum Ernst ihrer Lage paßten! Ulrich behielt recht. Sie blieb eben eine Range.

Jetzt hatte es übrigens keinen Sinn mehr, sich weiter zu verbergen. In wenigen Minuten mußte man sie ohnehin bereits sehen. Frisch und munter redete sie den Soldaten, dem sie zunächst ging, an. Der verwies sie an einen Offizier.

Hier wurden ihr keine Schwierigkeiten mehr gemacht.

„Sie müssen ja wissen, mein Kind, was Sie tun. Ihre Haut allerdings, die tragen Sie zu Markt."

„Wenn ich nur etwas nützen kann ..."

„Und ob Sie das können! Bei uns vorn, da liegen oft Verwundete den ganzen Tag lang, ohne daß man sich um sie kümmern kann."

Der Leutnant begann zu erzählen, sichtlich erfreut, sich einmal wieder mit einem weiblichen Wesen und zudem, wie ihm der dämmernde Tag zeigte, mit einem so niedlichen, unterhalten zu können.

Als sie nach dem Regiment ihres Freundes fragte, stutzte er. Ob sie einen Verwandten dabei habe?

Ja, den Freund, dessetwegen sie überhaupt nur hierher käme. „Ich wollt' ihm nah' sein dürfen, ihn pflegen können, wenn es not tut."

Das Gesicht des Offiziers nahm einen enttäuschten Ausdruck an, und er schüttelte bedauernd den Kopf.

„Den müssen Sie aber lieb haben ...“

Sie nickte, und ihre Augen wurden feucht.

„Und sein Regiment?“

Jetzt erst besann er sich wieder auf ihre Frage. Er gehörte ja selbst zu dem fraglichen Regiment.

Sie atmete erleichtert auf. Vergebens habe sie auf den Schulterklappen der Leute nach der Regimentsnummer gespäht.

„Ja, wir drehen alles um. Nichts soll dem Feind verraten, wen er vor sich hat, wozu wir gehören, in welcher Stärke wir versammelt sind. Doch wie heißt denn Ihr Freund?“

„Ulrich Weber. Er ist Reserveunteroffizier in der fünften Kompanie.“

„An den Namen erinnere ich mich. Bezirksamtsassessor im Zivilberuf, nicht? Hat erst letztes Jahr gedient?“

„Ja, das ist er.“

„Wird so leicht nicht zu finden sein. Fünfte liegt in vorderster Linie eingegraben. Wie die Erdwürmer, wissen Sie? Tagsüber ist es ganz aussichtslos, bis dahin zu gelangen. Aber heute nacht vielleicht, wenn nicht die Kompanie inzwischen zurückgezogen wurde. Ich bringe Sie übrigens so weit ich kann. Da, ganz vorn, sehen Sie die drei Birken? Da muß ich Sie allerdings verlassen. Aber da beginnen auch unsere Schützengräben, und Sie werden sich weiter durchfragen können.“

Eine Viertelstunde später, beim Abschied, rief er ihr noch nach: „Grüßen Sie Weber und sagen Sie ihm, daß ich ihn beneide.“ Er schien sich zu beeilen.

„Höchste Zeit, daß Sie in Deckung kommen, Schwester," begrüßte sie ein Soldat. „Und der mit seinen Patronenkarren mag sich auch sputen. Denken Sie, was für ein verflucht feines Ziel! Was tun Sie übrigens hier bei uns?"

Von allen Seiten wurde Sefa mit Fragen bestürmt. Und sie gab an, daß sie sich der Verwundeten annehmen wolle, wenn keine andere Hilfe zur Hand wäre; leugnete aber auch nicht ihren sehnsüchtigen Wunsch, sich bald zu ihrem Freund, dem Reserveunteroffizier Weber, durchzustehlen.

Während sie die Schützengräben entlang und die Durchschnitte nach vorn kroch, gab es nur sehr wenig für sie zu tun. Von hier aus hatte man alle Verwundeten bequem während der Nacht rückwärts schaffen können.

Anders wurde es mit zunehmender Helligkeit. Denn kaum erschien die Sonne, da setzte auch das regelmäßige Geknatter ein. Über einen hinweg flogen die französischen Kupferbohnen, spritzten rechts und links, sich einwühlend, Erde und Staub auf. Und manch einer bekam etwas ab, wenn er vergaß, daß auch nicht ein Zollbreit seines Körpers über die Verdeckung herausschauen durfte, ohne sofort den feindlichen Schützen hochwillkommenes Ziel zu werden.

Sefa tat, was in ihrer Kraft stand. Erst wurde ihr ein wenig schwummerig. Auf nüchternen Magen das viele Blut ... Aber auch daran gewöhnte man sich. Und einer der Soldaten hatte dem bleich werdenden Mädel einen tüchtigen Schluck Kümmel eingeflößt.

Nun ging es ganz ausgezeichnet. Aber Aussicht, zu ihrem Freund zu gelangen, wollte sich keine bieten.

Stundenlang war an ein Vorrücken nicht zu denken. Selbst ein seitliches Wechseln des Platzes brachte Gefahren mit sich.

Diese Schützengräben mochten ganz vorzüglich angelegt sein. Selbst gegen den seit einiger Zeit einförmig rieselnden Regen boten die Dächer aus Laub, Geäst und abgestochenen Rasenstücken einigermaßen Schutz. Mehr jedenfalls wie gegen richtig angesetzte Schrapnells und die fürchterlichen Wirkungen der Granaten. Die Franzosen verstanden es, einen ständig in Atem zu halten. Und ihre Artillerie schoß ausgezeichnet. Kanm hatte einer ihrer Flieger, und das waren ausnahmslos Meister ihrer Kunst und Burschen, denen kein Wagnis groß genug erschien, eine Stellung erkundet, gleich wurde diese unter fürchterliches Feuer genommen.

„Ich weiß nicht," meinte ein Offizier zu Sefa, die in seiner Nähe kauerte, „wie das noch werden soll. Vier Tage liegen wir nun schon hier in derselben Stellung. Unaufhörlich beschossen. Bald reißt es den, bald jenen weg. Auf Verwundungen achtet man schon kaum mehr. Finden Sie nicht, dies Surren geht auf die Nerven? Wenigstens so lange, bis man erkennt, daß keine Gefahr mehr besteht. Das Ohr gewöhnt sich ja rasch daran, aus Stärke und Art des Geräusches den Ort der Explosion festzustellen. Pfui Kuckuck ..."

Der Offizier spuckte aus und rieb sich die Augen. Von

einem unfern einschlagenden Geschoß waren er und Sefa mit Erdklumpen überschüttet worden.

„So lang es nicht schlimmer kommt," lachte das Mädchen, während sie sich dicke braune Krusten von Stirn und Wangen herabkratzte.

„Ich habe gehofft, man stumpft rascher ab. So schlimm, wie am Anfang, ist es ja nicht mehr. Da haben wir doch wohl alle jeden Knall bis zum Aufschlag verfolgt und nur gewartet: ist nun die für mich bestimmt oder jene?"

Dem jungen Menschen schien es wohlzutun, sich offen auszusprechen.

„Wenn einen die Infanterie aufs Korn nimmt und die Maschinengewehre uns überschütten, da möchte man wohl am liebsten den Kopf tief in die Erde vergraben. Aber was wäre das für ein Beispiel? Man müßte sich ja vor den eigenen Leuten schämen. Und die halten ganz bewundernswert stand. Wissen Sie? Ich glaube, wir hier leisten noch Schwereres als die Armeen, die von oben herein nach Frankreich ihren Siegeszug halten. Nicht nur unser Einsatz ist derselbe. Zum Stilliegen gehört fast mehr moralische Kraft noch wie zum Draufgehen. Wie ich sie beneide, die da oben! Nicht weil sie die weithin sichtbaren Erfolge erzielen. Auch nicht um Jubel und Lorbeer. Nur um die Tatsache, daß sie immer wieder heran dürfen an den Feind. Ach, wären wir nur bald wieder so weit wie Mitte August im deutschen Lothringen! Das war doch Krieg und nicht diese elende Maulwurfsarbeit!"

In der oder jener Form hatte Sefa heute dieselbe Klage

schon mehrmals vernommen. Die Leute wollten dem Feind an die Kehle, und man mußte sie nicht übel im Zaum halten, bot sich beim Vorwärtsschieben der Linien Gelegenheit zu Gefechten.

Wenn Sefa nicht zu verbinden hatte, kroch sie mit Körben voll Patronen, sie auszuteilen, durch die Schützengräben. Immer hoffte sie, auf Ulrich zu stoßen. Irgendein, den andern unbekannter Zufall, mochte ihn ja während der Nacht rückwärts verschlagen haben. Aber sie suchte vergebens. So günstig war ihr die Schicksalslaune nicht.

Eben hatte einem armen Teufel ein Granatsprengstück die Hand elend verletzt. Sefa war sofort dabei, ihm einen Notverband anzulegen, während er mit ingrimmigem Humor seine Schmerzen zu betäuben suchte.

„Ja, Herrgott noch einmal!“ schrie es plötzlich auf ihrer anderen Seite. „Mensch, bist verrückt 'worden? Was haust' denn so blödsinnig auf mich los? Sind dir die Pratzen abg'froren, daß d' deinen Schießprügel nimma halten kannst? Ja, zum Kuckuck ...“

Erstaunt schaute der Polterer um. Kein Kamerad hinter ihm. Über seinen Stiefelschaft jedoch rieselte ein kleiner Bach dicken Blutes.

„Ja ... Schwester,“ rief er geradezu belustigt. „Jetzt schaugn S' mal daher! Ich mein', der Loibl is narrisch 'worden und will mich gar erschlagen. Und derweil hat mich scheint's so ein Malefizzeug erwischt.“

„Gleich bin ich fertig ...“

„A, so arg pressiert's nit.“ Er schoß sein Gewehr noch

einmal ab. „So," meinte er befriedigt. „Ich glaub' immer, du vorwitzig' Luder stehst auch nit mehr auf." Die Flinte beiseite schiebend, schnitt er mit dem rückwärts verwahrten Knicker sich selbst Beinkleid und Stiefelleder auf. „Recht schlimm wird's nit sein."

Schon war Sefa ihm zur Hand.

„Können Sie bewegen?"

„Ja, 's tut nit grad wohl."

„Fleischwunde," meinte sie. „Den Waden hat es Ihnen durchschlagen."

„G'wiß eine Schrapnellkugel. Und zu finden ist das Ding auch nit mehr?" Er war darüber enttäuscht, daß er die Trophäe nicht mit nach Hause bringen konnte.

Müde schlief Sefa, nachdem sie den Infanteristen versorgt hatte, neben ihm ein . . .

Durch ein fürchterliches Donnern wurde sie geweckt. Die Sonne ging gerade unter.

„Nur hübsch brav in Deckung bleiben." Sie fühlte sich von rückwärts bei den Schultern gepackt und niedergezogen.

„Ich wußte erst gar nicht, wo ich bin."

Hinter den Schützengräben begann die eigene Artillerie gewaltig zu schießen.

„Passen S' auf, Fräul'n, heut' nacht gibt's was Besonderes. Umsonst belfern die Unsrigen nit."

Allenthalben prägte sich gespannte Erwartung aus. Und wirklich ging es vor, sobald die Dunkelheit hereingebrochen war. Zunächst in die vorderen Schützengräben. Was an ihnen zerstört war, wurde wieder hergestellt. Kaum hatte

man sie neu ausgehoben und eingedeckt, kam abermals der Befehl: vor! Geduckt schlich und kroch man weiter, bis man wieder eine eben von den Unsern verlassene befestigte Linie fand.

„Wenn ich nur nicht so meinem Freund bis Paris nachlaufen muß," seufzte Sefa.

„Haben S' Angst, daß Ihnen die Pariserinnen den Rang streitig machen?" lachte ihr neuer Nachbar.

Sie wandte sich zur Seite, sah plötzlich ein grell beschienenes Gesicht und schloß geblendet die Augen.

„Diese verdammten Scheinwerfer!" fluchte ein anderer. „Jetzt haben wir die längste Zeit unsere königliche Ruh' g'habt."

„Da pfeifen s' schon. Hören S'?"

Ein bewundernder Ausruf kam gegen ihren Willen von Sefas Lippen. Eine feurige Kugel strahlte vor ihr, ziemlich hoch in der Luft, und tauchte alles um sie herum in fahle Helle. Der scharfe Knall, der sofort folgte, lehrte sie, daß man nicht daran dachte, Feuerwerk abzubrennen. Schon folgte die zweite. Und jetzt setzte ein unaufhörliches Krachen über ihrem Kopf ein. Um sie herum klaschte es, Schmutz spritzte ihr ins Gesicht. Die Ohren schmerzten. Länger ertrug sie es auch nicht, ohne sich die Gehörgänge wie die Soldaten alle mit Watte zu verstopfen. Aber schön war es doch, wie plötzlich alles taghell beleuchtet wurde, schön diese lodernden Bälle, die Brandgarben verstreuten.

Ganz ins Zuschauen vertieft, mußte Sefa diesmal an ihre Pflicht gemahnt werden.

„Weiter vorn, im nächsten Unterschlupf, da liegen Schwerverwundete."

Ja so, sie war nicht zum Gaffen da. Keinem unterhaltlichen Schauspiel wohnte sie bei.

Sie lief, was sie konnte, wohin der Infanterist sie wies.

Furchtbar waren diese Verletzungen. Und ratlos stand sie oft, wie sie es anfassen sollte. Aber geistesgegenwärtig tat sie mit zarter Hand, was ihr das beste dünkte.

Immer mehr Verwundete wurden neben sie gelegt. Auch ein paar Sanitätsleute fanden sich auf dem improvisierten Verbandplatz ein.

„Von rückwärts sind Ärzte unterwegs."

„Der Kampf geht rasch weiter."

Ihre Zone wurde tatsächlich bereits nicht mehr beschossen. Sefa hörte nichts von dem, was geredet wurde. Sie dachte nur daran, wie sie verbinden, wie sie Schmerzen lindern konnte. Zwei Rollen Morphium hatte man ihr gegeben. Sie händigte von den beruhigenden Tabletten den am meisten Leidenden aus.

Immer lagen neue, blutige Körper neben ihr. Beim Schein elektrischer Taschenlampen forschte man, wenn der Verletzte nicht selbst redete, wo die Wunde war. Eine heiße Arbeit, die alles Gefühl, jeden Blutstropfen, jeden Nerv für sich in Anspruch nahm. Weshalb sie eigentlich hierhergekommen war, daß sie ihren Freund suchte, das hatte Sefa vergessen, ganz im Dienst des Augenblicks aufgehend.

„Ich glaub', der hat's besonders nötig." Einer der Träger, die eben wieder einen Körper niederlegten, stieß Sefa

mit dem Ellbogen an. Sie nickte zum Zeichen ihres Verständnisses.

„Ich kann warten," meinte der Gefreite, der jetzt an die Reihe kommen sollte. „Wenn S' mir nur etwas Watte geben ... Schaun S' lieber nach dem Neuen ..."

Dieser lag auf dem Leib, preßte das Gesicht in den zusammengerollten Mantel, den er offenbar auch beim Transport nicht losgelassen hatte, und erstickte darin sein Stöhnen. Zerfetzt war das Rückteil des Rockes und das Beinkleid. Vorsichtig löste Sefa Kleider und Wäschereste vom Körper, an den geronnenes Blut sie klebte. Eine tiefe Wunde hatte das Sprengstück dem Armen in der Hüfte geschlagen.

Während des Verbindens war Sefa ein paarmal schon zusammengezuckt, sie wußte selbst nicht warum. Plötzlich schrie sie laut: „Ulrich ..."

Die Stimme dessen, der sich sich da stöhnend vor Schmerzen wand, diese Stimme ...

Der Verwundete suchte den Kopf seitwärts zu drehen und schob sich mit beiden Händen den Mantel vom Gesicht. Seine Augen ruhten gequält und ohne Zeichen von Verständnis auf der Frau, deren weiße Haube ihr Gesicht beschattete.

Sie sank an ihm nieder, umschlang sachte mit beiden Händen den geliebten Kopf.

„So find' ich dich? ..."

Sie rang mit Tränen, mit Klagen. Das Herz brach ihr schier. Aber sie zwang alles hinunter. An ihn mußte sie denken. Mut mußte sie ihm einflößen. Vermeiden mußte sie, daß er sich mehr, als es ohnehin geschah, erregte.

Ulrich schien noch immer nicht zu begreifen und stierte teilnahmslos und wohl fast ohne Bewußtsein vor sich hin. Die Augen wurden ihm schwer. Die Lider sanken herab. Den Kopf ließ ihm Sefa sanft auf den Mantel zurückgleiten.

Als ihr der erste Transportwagen gemeldet wurde, half sie den Freund sorgsam hinüberschaffen und bettete ihn auf der Bahre, die man ihm beließ, so weich, als nur möglich. Jeder Stoß des wenig gefederten Wagens ging ihr selbst, die zusammengekauert in einer Ecke saß, den Kopf des Geliebten im Schoß, durch Mark und Bein.

Nach einer Stunde Fahrt mit den vier Schwerverwundeten — über Ulrich war noch eine Bahre geschoben worden, jenseits des schmalen Wagenganges hatten zwei andere Platz gefunden — glaubte sie beim flackernden Laternenlicht zu sehen, wie sich Ulrichs Lippen bewegten.

Sie flößte ihm Wasser ein.

„Ja ... bist du's ... wirklich? ..." frug eine ihr ganz fremde Stimme angestrengt.

Beim Eintritt in den Wagen hatte sie die weiße Haube abgelegt.

Lang ruhten ihre weichen Lippen auf den seinen, küßten ihm Stirn, Haar und Wangen.

Beruhigend hub sie an zu erzählen, und, als er schaudernd der Gefahren gedachte, denen sie sich ausgesetzt hatte, schnitt sie ihm jedes weitere Wort ab: „Und ist's nicht gut so? Sag selbst! Jetzt kann ich dich pflegen, bis du wieder ganz beisammen bist. Und nicht einen Augenblick geh' ich dir von der Seite. Was du willst, ich werd' es dir be-

schaffen. Nach Hause darf ich dich bringen, ich weiß es. Paß nur auf, wie schön wir es jetzt haben werden."

Ein jämmerliches Lachen verzog die bleichen Lippen des Kranken. Plötzlich erstarb es: „Und Gebhart? . . ."

Sefa begriff die Frage nicht, da sie keine Ahnung hatte, daß von derselben Granate der beste Kriegskamerad Webers zu Boden geschmettert worden war.

„Ich sah ihn . . . vor mir fallen . . . Ist er nicht mehr am Leben?"

Sorgenvoll ruhte sein Blick auf Sefa, und er seufzte tief auf, als ihm ihr Achselzucken verriet, daß sie von dem Kameraden nichts wußte.

„Er ist gewiß auch in guten Händen. Und bald könnt ihr euch wiedersehen. Denk' jetzt an dich, und daß du rasch wieder gesund werden mußt. Schon meinetwegen, nicht wahr?"

„Die Schmerzen . . . die sind ja schon besser . . . Aber . . ."

„Was denn? . . . Kann ich dir . : .?"

Seine Augen hatten sich wieder geschlossen. Von neuem war ihm das Bewußtsein entschwunden. Aus ihren trüben Träumereien wurde Sefa erst aufgeschreckt, als der Sanitätswagen hielt und jemand die Türe aufriß.

Verwirrt legte sie Ulrichs Kopf in die Kissen zurück und strich sich die Haare zurecht.

„Ja, Sie müssen schon herauskommen, Schwester."

Sie wankte und hätte fast das schmale Trittbrett verfehlt.

Zuerst trugen sie Ulrichs Nachbarn heraus. Man schaffte die Bahre sofort in die Kaserne, die als Lazarett diente. Auf Sefas Bitte hoben sie jetzt ihren Freund von dem Brett-

lager des Wagens. Ein Arzt leuchtete die verkrümmte Gestalt ab und ergriff dann die herabhängende Hand am Puls.

„Den da," er räusperte sich, „den können Sie gleich hinüberschaffen," und er wies mit dem Kopf rückwärts nach einer dunklen, rohgezimmerten Holzhütte, vor der eine elende Laterne baumelte.

Sefa begriff nicht. Auch die beiden Träger standen erst eine Weile unbeweglich.

Indes grub das junge Mädchen ihre Hände sorgsam unter das Strohpolster, um zart und liebevoll den Kopf zu stützen.

„Packen Sie doch nicht so roh an," wehrte sie dem einen Träger, der die Beine nun bloßgedeckt hatte und eben mit seinem Gehilfen den Körper aufheben wollte.

„Sehen Sie nicht, Schwester," legte sich der Arzt ins Mittel, „daß wir hier nichts mehr verloren haben?"

Sefa blieb hocken, als habe sie einen Schlag vor den Kopf erhalten. Noch immer verstand sie nicht. Ihr ahnte nur etwas Furchtbares.

Als der Arzt die Laterne zu Webers Gesicht herabführte, brach sie lautlos ohnmächtig in sich zusammen.

Wieder zum Bewußtsein gekommen, trennte sie sich nicht mehr von dem geliebten Leichnam. Aber schon am Morgen, nachdem der Tote unter militärischen Ehren beigesetzt war, fand sie sich wieder im Lazarett ein und widmete sich mit aller Kraft und hingebungsvoll der Verwundetenpflege. Und wenn sie einem Gutes tun konnte, war ihr, als habe sie es dem Geliebten erwiesen, als danke ihr dieser voll Freude und Stolz dafür ...

Judith

Von Richard Sexau

In ein ödes und halb verwüstetes Dorf französisch Lothringens trabt, von drei Reitern begleitet, ein Patrouillenoffizier. Über und über deckt ihn Staub. Seine Züge sind vor Müdigkeit schlaff. Doch blickt er entschlossen um sich.

Wo auf rotem Fahnenviereck ein weißes T die Fernsprechstelle anzeigt, springt er vom Pferd.

In dem einzigen Schuppen des Gehöfts, der einigermaßen vom Brand verschont blieb, sind Soldaten des Telegraphenbataillons um den Apparat beschäftigt.

Der Offizier verlangt Verbindung mit dem Generalkommando.

Der gerade sprechende Gefreite zuckte die Achseln, indes er aufmerksam weiter in den Schalltrichter hineinhorcht:

„Sobald als möglich stelle ich Verbindung her. Doch müssen zuvor ungezählte Befehle des Oberkommandos übermittelt werden. Leitung bisweilen unterbrochen. Vorn wird wütend gekämpft."

„Ich warte draußen." Der Artillerieoberleutnant geht zum Gehöfteingang zurück.

In der Mitte des Dorfplatzes plätschert ein Brunnen.

Wie ein Wunder mutet ihn das an. Denn in allen Ortschaften, die er während der letzten Tage passiert hatte, waren die Brunnen ausgepumpt gewesen. Selbst die Quellen hatten versiegt.

Bevor er noch einen Schluck zu sich nimmt, läßt er die Pferde saufen.

Einer der Unteroffiziere meint:

„Na, heute treiben sie's vorne aber gar zu toll."

Der Oberleutnant horcht auf.

An den Kanonendonner, der ständig von fast allen Seiten zu vernehmen ist, an dies wütende Gebrumm und Gebell hat er sich so gewöhnt, daß er schon gar nicht mehr darauf achtet. Jetzt aber mischt sich in das rollende Donnern Infanteriefeuer. Viel tausend kleine Schläge registriert fast gleichzeitig das Trommelfell. Draufloshackend tastet sich das Gekeife der Maschinengewehre nur in einzelnen Schüssen drohend an die Opfer heran, um dann sofort, dem bösartigen Knurren einer phantastischen Riesenkatze gleich, viel hundert Patronen in der Minute zu versenden.

„Wenn wir nur weiter vorankommen!"

Durch seine Worte klingt ein leiser Seufzer. Er denkt wohl an die ungezählten Opfer dieser Siege.

Sich umschauend gewahrt er verkohlte Balken, die offenbar vom Brand der Gehöfte herrührten und hier, damit die Straße nicht durch sie versperrt werde, zusammengetragen waren.

Er lockert die Schuppenkette und setzt sich, ohne die Telephonscheune aus den Augen zu lassen, nieder.

Ein muffiger Duft steigt ihm in die Nase. Von den zusammengelesenen und auf einen Haufen geworfenen Ausrüstungsgegenständen, die fliehende Franzosen von sich geschleudert hatten, mag er herrühren. Von diesem Chaos roter Hosen, blauer Operettenfräcke, Holzgestelltornisterchen, von schmutziger Wäsche, Käppis, halbgeleerten Konservenbüchsen und achtlos hingestreuten Fleischklumpen.

Der Oberleutnant ist jedoch zu erschöpft, um sich abseits dieses Gerümpels einen Platz in reinerer Luft zu suchen.

„Wenn s' mich nur bald wieder z'sammflicken."

Er dreht sich um.

Am Brunnen haben ein paar Verwundete halt gemacht.

„Denen dort, den falschen Hunden, will ich's heimzahlen. Und mit Zinsen obendrein."

Der Infanterist, der so sprach, hob die geballte Faust der Linken. Die Rechte hing in durchgeblutetem Verband aus dem zerfetzten Ärmel schwer in der Schlinge.

„Heben die Schufte die Arme hoch und werfen die Waffen weg. Und kaum richten wir uns auf, um sie gefangen zu nehmen, fällt uns von der Seite ein wohlversteckter Haufe mit Schüssen an . . . Das sind ja keine Soldaten. Keine Europäer. Die Wilden kämpfen anständiger. Pfui Teufel."

Er grüßt stramm den Offizier, der ihm freundlich zunickt, faßt dann seinen Kameraden mit der Linken fest um die Schulter und hilft dem offenbar schwerer Verletzten weiter.

„Wir wollen sehen, daß wir noch zum Etappenlazarett kommen.“ ...

„Mon Capitaine, ne désirez-vous pas quelque chose à manger?“

Der Oberleutnant schaut sich erstaunt um. Ein Franzose hat sich an ihn herangemacht. Mit fast kriecherischer Höflichkeit scheint er bei dem fremden Gewalthaber um gut Wetter bitten zu wollen. Er klagt, daß man ihm bisher so übel mitgespielt habe, er wisse nicht, ob er seine Landsleute oder die Feinde vorziehen solle. Man habe ihm fast alles genommen. Mit dem Wenigen aber, was er noch besitze, stehe er gern zur Verfügung.

Er setzt dem Offizier so lange zu, bis dieser sich bereit erklärt, einen kleinen Imbiß einzunehmen.

Während der Alte sich entfernt, ruft es aus dem Telephonschuppen.

„Wer dort? Crion? Generalkommando? ... Gut. Einen Augenblick.“

Schon ist der Oberleutnant am Apparat:

„Hier Prehl, Adjutant Artillerieregiment 2. — Regiment steht auf Höhe 15 der Generalstabskarte östlich Xures ... Jawohl, Herr Major. Gegen Flieger verdeckt. Spreche selbst von Fernsprecher Xures ... Wie bitte? Kampf noch unentschieden und sehr heftig? Herr Major in brennender Scheune? ...“ Er schüttelt den Kopf über die Gemütsruhe, mit der sein Vorgesetzter die Lage beschreibt und seine Befehle erteilt. „Jawohl. Das Regiment soll vorrücken bis hierher und am Westeingang des Dor-

fes in Bereitschaft stehen ... Zu Befehl, ich bleibe hier."

Gleich ist die Meldung auf den Block geschrieben, das Blatt herausgerissen, gefaltet und in den Umschlag gesteckt, und schon reitet einer der Unteroffiziere in scharfem Trab die Dorfstraße entlang und verschwindet an der Wegkreuzung.

Der schmierige Franzose steht wieder vor Prehl. Die Hände reibend schielt er von der Seite den Deutschen an und berichtet wortreich, man habe aufgetragen.

Überrascht bleibt Prehl unter der Wirtshaustüre stehen. Ein sauber gedeckter Tisch, Schinken und Eier und eine versiegelte Flasche hellrot schimmernden Weines darauf ... wie lang hat er solchen Anblick nicht mehr genossen!

„Das lasse ich mir gefallen."

Er zögert nicht lange und macht sich heißhungrig über die köstlichen Sachen her. So wie dies Weißbrot hat ihm schon lange nichts mehr geschmeckt. Auf die Dauer ist Kommiß eben doch keine Götterspeise.

Indes ergeht sich der Wirt in Klagen. Nicht eine Minute hält er den Mund. Ja, dieser Krieg! Anno Siebzig sei dagegen ein frohes Kinderspiel gewesen. Und damals habe man schon gedacht, die Welt ginge unter. Er könne immer noch nicht glauben, daß es wirklich sei, was er jetzt erlebe. Jeden Augenblick hoffe er, aus einem fürchterlichen Traum zu erwachen. Und so viel Schaden, so viel Verluste ... Ein reicher Mann sei er gewesen und jetzt ... Um alles habe man ihn gebracht. In seinem Keller habe

er die auserlesensten Weine besessen. Gestohlen, geplündert sei ihm alles. Erst gestern, die Bayern ... Seinen Champagner hätten sie getrunken wie Wasser und ihn mit den Revolvern ferngehalten und eingeschüchtert.

„Das wird man untersuchen. Und wenn Sie im Recht sind, Ihnen den Schaden ersetzen."

O, wenn der Herr Kapitän so viel Erbarmen haben wolle...

Jetzt kommt ans Tageslicht, warum der Franzose so freundlich war. Ködern wollte er den Offizier. Aber mit dem Erfolg seiner diplomatischen Aufgabe ist er nicht zufrieden.

Prehl erhebt sich und frägt nach seiner Schuldigkeit. Erst will der Franzose nichts annehmen. Als der Oberleutnant aber darauf beharrt, zu zahlen, verlangt der Wirt einen unverschämten Betrag, den ihm Prehl verächtlich auf den Tisch wirft.

Bevor er das Haus verlassen hat, hört er nochmals das winselnde Flehen; nicht wahr, er sorge doch für sein Hab und Gut, sorge dafür, daß ihm sein Recht werde...

„Vater ist so unglücklich, und es gibt doch ganz anderes Elend als dies bißchen Verlust"

Erstaunt schaut Prehl auf. Ein bildhübsches schwarzes Mädel steht vor ihm im engen Hausflur, zerrt die große weiße Haube vom Kopf und lächelt den Deutschen herausfordernd an. Daß sie Wohlgefallen an ihm findet, daraus macht sie kein Hehl.

Er will mit kurzem Gruß an ihr vorbei.

„Sind die Deutschen alle weiberscheu? Weshalb haben sie vor den Französinnen mehr Angst als vor den Franzosen?"

„Angst? Lächerlich... Wir haben jetzt nur anderes zu tun, als uns um Weiber zu bekümmern."

„So ungalant würde in unserem Land nie ein Mann sein."

„Freuen Sie sich jetzt noch darüber? Ich glaube, es ist gut, bisweilen alle Galanterie zum Teufel zu jagen."

„Galanterie wohl; aber geht das auch mit der Leidenschaft?"

Prehl stutzt. Er ist an Schlagfertigkeit gewöhnt. Aber diese Gewandtheit überrascht ihn ebenso wie das auffallend hübsche Französisch. Er schaut sich das Mädel genauer an.

Kaum achtzehn mag sie alt sein. Klug sind die dunklen Augen. Und sie brennen ihn aus den tiefen Höhlen schwarz umschleiert an; ein wenig raubtierhaft. Vor seinem offenen Blick senken sie sich und weichen aus. Der fleischige Mund ist lüstern, ja beinahe schon verlebt. Sein brutaler Zug steht im Einklang mit der breit geflügelten Nase...

Will er sich denn vergaffen?

Wieder grüßt Prehl, wieder stellt sich ihm jemand in den Weg. Diesmal ist es ein deutscher Unteroffizier, der ihn um sprachliche Vermittlung angeht. Seine Offiziere, deren einer im Gasthaus hier einquartiert war, wollen lieber zusammen im Nebenhaus nächtigen. Ein drittes Bett solle er herbeischaffen und wisse nicht, wie es verlangen.

Als Prehl diesen Wunsch verdolmetscht, huscht ein geringschätziges Lächeln über das Gesicht der jungen Französin, und leise fragt sie den Offizier: „Sind alle Deutschen so feige? Fürchten sie sich alle vor uns, vor den alten Krüppeln, den Kindern und Frauen?"

„Es mögen gute Kameraden sein, die gern noch bei einem Glas Wein wachbleiben oder zusammen arbeiten; und später wollen sie niemand mehr stören."

„Würden Sie sich auch um männliche Schlafgenossen umschauen, wenn Sie hierblieben?"

Gibt nur der Hohn ihrem Blick einen so bösen Ausdruck, oder was ist es sonst?

„Mich sollte nicht der Teufel hindern, bei euch allein zu bleiben, und wenn ihr die ganze Hölle einquartiert hättet..."

„Vielleicht werden wir es ja sehen. Auf die Probe bin ich gespannt."

Streift die Katze nur durch Zufall so nahe an Prehl vorbei, daß er den vollen Arm und die feste Rundung ihrer Brust verspürt? Hol der Teufel dies Weibsgelichter! Schwül wissen die einem zu machen. Besonders wenn man nun schon fünf Wochen wie ein Klausner lebt...

Am Fernsprecher ist immer noch keine neue Meldung für Prehl eingelaufen. Weshalb blieb man heute nur kaltgestellt? Aus Schonung? Weil man ein paar Tage im Feuer gelegen hatte? Als ob nicht alle danach dürsteten, wieder mit dem Feind zusammenzuwachsen... Vorn ging es gut weiter. Dafür zeugten die endlosen Kolonnen, die

Munition, Proviant und Gas für die Flugtruppen, ewig ruhlos karrend, zur Front brachten. Dafür zeugte ferner das Abschwächen des Kanonendonners. Gewehrfeuer war überhaupt keines mehr zu vernehmen.

Stunde auf Stunde verrinnt.

Endlich wird Prehl an den Apparat gerufen.

Man hat sein Regiment heute nicht mehr nötig. Es soll an seinem bisherigen Standort Biwak beziehen und abkochen, indes er sich in unmittelbarer Nähe der Fernsprechstelle einzuquartieren habe. Nachdem er die nötigen Meldungen erstattet hat, schaut er sich nach einem Nachtlager um.

Die Aussicht, endlich einmal wieder in ein Bett zu kommen, ist verführerisch und überwiegt alle Bedenken.

Groß ist die Auswahl allerdings nicht. Die nächstgelegenen Häuser sind zerstört und verfallen, rauchende Trümmerstätten. Nur die Schenke steht noch. Aber dort...

„Sie bleiben?" Die Wirtstochter lehnt unter der Türe und starrt ihn begehrlich und unverschämt an. „Aber die Lust, bei uns zu wohnen, die ist Ihnen vergangen? Soll man ein viertes Bett zu den anderen Offizieren tragen?"

„Zeigen Sie mir mein Zimmer!"

Wie Triumph huscht es über das Gesicht der Französin, eine wilde Freude. Und sie steht einen Augenblick tief atmend, ohne sich zu rühren. Nur ihre Augen schließen sich. Wieder muß Prehl an eine Katze denken, die man streichelt.

Nun geht sie den Flur voran, die steile Treppe empor. Den engen Rock rafft sie hoch auf. Zierliche weiße Spitzen fallen über das schlanke Knie.

„Bitte!"

Mit einem koketten Knicks öffnet sie die Türe zu einem behaglichen Raum, in dessen tiefem Alkoven, durch Vorhänge halb versteckt, ein breites Bett mit schwellenden Kissen, die Decken von sauberen Linnen zurückgeschlagen, einladend lockt.

„Ich bleibe."

„Und Sie sollen es so gut haben wie noch nie. Wie im Paradies."

Er fühlt die weiche Hand des Mädchens auf seinem Arm und einen festen Druck.

„Wo bleibt mein Bursche? Fuchs! . . ."

Mit Packtaschen, Mantel und Säbel stolpert die biedere Gestalt des Bedienten ins Zimmer.

„Ein prächtiger Stall für die Pferde, Herr Oberleutnant. Gleich unten rechts im Haus. Und daneben eine kleine Kammer für mich. Man lebt wie Herrgott in Frankreich." Seine breiten, gutmütigen Züge glänzen vor Zufriedenheit.

„Jetzt holen Sie mir drunten vom Brunnen ganz frisches Wasser."

Der Bursche verschwindet mit Krug und Flasche. „Und ich? Für mich haben Sie . . .?"

Prehl wendet sich um, erstaunt, daß dies seltsame Geschöpf noch immer in seinem Zimmer ist. Ihr Blick macht ihn verlegen.

„Ich danke Ihnen recht schön. Das übrige besorgt mein Bursche."

„Ich werde später noch einmal nachschauen kommen. Vielleicht sind Sie dann gnädiger gestimmt."

Bevor er sich noch diesen Besuch verbitten kann, ist sie davon.

Prehl reißt sich die Kleider vom Leib. Er kann es kaum erwarten, daß ihm das kalte Wasser Stirn, Augen und Wangen kühlt. Mehrere Krüge muß Fuchs vom Brunnen holen, und Prehl läßt sie über sich ausschütten, über den glühenden Körper, einerlei, ob das Wasser in Bächen über den gestrichenen Fußboden rinnt oder Mantel und Packtaschen bespritzt.

Immer hat er neue Aufträge für den Burschen, der nun mit dem sinkenden Abend auch gerne zur Ruhe gekommen wäre.

Es ist, als besänne er sich gewaltsam auf ein Mittel, Fuchs bei sich festzuhalten.

„Also drüben, nicht wahr, beim Fernsprecher, da weiß der Unteroffizier ganz genau, wo ich bin. Schärfen Sie ihm ja nochmals ein, daß er mich sofort weckt. Bei jedem Alarm, bei jeder Meldung von Wichtigkeit! Und noch bevor Sie selbst auch nur die Hose anziehen, Fuchs, sind Sie bereits hier oben bei mir. Verstanden?"

„Zu Befehl."

Der Bursche schüttelt insgeheim den Kopf. Warum gibt ihm sein Oberleutnant heute denselben Befehl nun schon zum viertenmal? Das ist doch sonst nicht seine Art.

„Haben Herr Oberleutnant sonst noch Befehle?" Prehl

scheint sich zu besinnen. Es dauert eine Weile, bis er fast unwillig mit dem Kopf verneint.

„Dann also gute Nacht, Herr Oberleutnant."

„Gute Nacht! Und Augen und Ohren auf!"

Um zwei Uhr nachts rüttelt man an der Stalltüre. Erst als eine energische Hand die Fenster zur Kammer des Burschen entzweischlägt, wird Fuchs munter.

„Wer...? Was denn los?" fragt er schlaftrunken.

„Dein Herr soll sofort an Telephon kommen. Alarm. Euer Regiment muß vor. Spute dich!"

Sofort... ans Telephon... Alarm...

Frisch geworden springt der Bursche auf, eilt durch den scharf riechenden Stall über den Hof. Mit dem Schlüssel sucht er mechanisch das Schlüsselloch. Aber seiner leichten Berührung gibt bereits die Türe kreischend nach.

„Komische Leute! Erst riegeln sie sich ein und verbarrikadieren sich, und dann vergessen sie abzusperren."

Im Dunkeln tastet er sich zur Treppe. Seine Füße verwickeln sich in etwas Weiches. Er bückt sich danach. Ein Frauentuch... Er hängt es über das Geländer. Das Ende ist naß, klebrig. Er führt die Hand zur Nase. Ein widerlich süßlicher Geruch wie von Blut...

Rasch ist er die Treppe hinauf.

Eine Kerze steht, ein Stummel nur mehr, fast hinabgebrannt, vergessen auf dem Tisch des Vorplatzes. Ihr flackernder Schein verrät eine merkwürdige Unordnung. Aus einer Kommode sind die Schubladen herausgerissen,

und allerlei Kleider und Wäschestücke hängen auf den Boden herab.

Alle Türen sind sperrangelweit offen, kein Mensch weit und breit.

„Herr Oberleutnant ... Herr Oberleutnant ..."

Eine unbegreifliche Angst heißt Fuchs diese zwei Worte immer erregter und lauter hervorstoßen.

Er greift nach der Kerze und eilt damit in seines Herrn Zimmer. Blackend droht das Licht zu erlöschen.

Weit ist der Vorhang über das Bett vorgezogen.

„Herr Oberleutnant ... Alarm ... Herr Oberleutnant ..."

Die Gestalt, die sich deutlich, aber in merkwürdiger Lage unter der Decke abzeichnet, bleibt regungslos.

„Herr Oberleutnant ..."

Wie Kindergeschrei füllt sein Ruf das verlassene, totstille Haus. Nebenan scheint man aufmerksam geworden zu sein. Schwere Schritte kommen näher. Schon dröhnen sie unten im Flur.

Der Bursche ermannt sich, reißt den Bettvorhang zurück.

Ein gurgelnder Laut kommt von seinen Lippen.

Die Kerze entfällt ihm und erlischt.

Er hält sich am Vorhang, der krachend zerschleißt.

Mit Laternen sind sie im Zimmer. Die Wache vom Fernsprecher.

„Was ist denn dem Kerl?"

„Mein ... Oberleutnant ..."

„Ist ihm etwas geschehen?"

„Den Hals haben sie ihm . . .“

Er stöhnt auf, unfähig, noch ein Wort über die Lippen zu bringen. Laternen beleuchten das grausig zerwühlte Lager und einen blutüberströmten Leichnam.

„Diese verwünschte Brut . . .“

Boxer

Skizze von Hellmuth Unger

Anfangs waren sie sich nicht ganz sicher gewesen, ob sie Franzosen oder Engländer vor sich hatten. Man durfte ja nicht einmal den äußersten Haarbüschel über den Schützengrabenrand heben, gleich piff von drüben her eine Meisterkugel hindurch. Und unter dem Haarbüschel saß eine wetterbraune, starke Stirn, wenn die getroffen wurde, dann ging's mitten durchs Leben und ließ das echte bayrische blauweiße Herz für immer stille stehen. Dann aber behauptete der Staudinger Joseph, der als vierter Mann gerade die Skatkarten gegeben hatte und ein wenig frische Luft schnappen wollte, er hätte einen Schottenrock gesehen, ganz gewiß hätte er sich nicht geirrt.

„Dös da druben sünn Öngländer! Un dör Rupprecht hätte gesagt..."

Der Staudinger Joseph aus Würzburg irrte sich so leicht nicht. Augen hatte er listig und scharf wie eine Haselmaus und eine Kraft, Herrschaften, eine Kraft!

Da muß man schon in Würzburg auf dem Volksfest gewesen sein, sonst glaubt man mir's nicht.

Und so möchte ich keinem raten, an seiner Ansicht zu

zweifeln, wenn der Joseph Engländer gesehen hatte, dann hatte er sie gesehen. Herrgott Sakrament!

Der Pichel Franzl, der gerade einen Grand ouvert mit dreien spielte, sagte nur: „Halt's Maul, Joseph!" So sehr war er in der Leidenschaft. Und der war doch wirklich ein Engländerhasser.

„Un es sünn doch Öngländer!" bekräftigte sich der Joseph.

Die anderen beiden sahen ihn an. Der Krumbacher aus Kitzingen mischte dabei mechanisch die schmierigen Karten, und der Stockeiner Anton aus Veitshöchheim meinte in stoischem Gleichmut, „dös, wenn's wahr wör, dös gäb halt aber a Hetz."

Als aber der Joseph behauptete, er röche sogar „Marmelade", da mußte er doch den andern drei zuzwinkern.

„Hat dör a Wut!"

Der Staudinger Joseph hat aber wirklich recht gehabt. Es waren Engländer. Und der Prinz Rupprecht von Bayern hatte gesagt ...

Dort lag das feindliche Dorf. Zum Brechen sollte es von Rothosen, Engländern und Belgiern voll sein.

Die deutschen Feldhaubitzen funkten schon den ganzen Tag über in die Dächer hinein. Hier und da qualmten und loderten die Giebelsparren, und in schweren Wirbeln wälzte sich der Rauch über die feuchten, schneeblinkenden Felder.

Und dann am Spätnachmittag kam der Befehl zum Vorgehen.

Erst der Schützengraben, dann das Dorf! Wenn es im

Sturm genommen sei, sollte das bayrische Landwehrregiment es halten, bis die neuen, angekündigten Verstärkungen heran wären.

Endlich.

Und als die Trompete ihr helles Signal in die Dämmerung hinausschmetterte und die Geschütze plötzlich verstummten, kam das Kommando zum Sturmangriff.

„I hätt' doch den roten König anspüln solln" meinte noch der Pichel Franzl zum Joseph, der war aber schon über den Grabenrand hinweg und stürmte voran.

Und bei jedem Sprung wachte die Wut gegen England immer mehr auf und krampfte ihm die Fäuste zusammen.

Hier sank einer hinüber, dort schlug ein anderer mit gebreiteten Armen in den aufklatschenden Schlamm. Den Staudinger Joseph, der schon sein Gewehr herumgedreht hatte, traf keine Kugel. Und er hatte doch eine Brust, breit wie keiner.

Da war der feindliche Schützengraben. Schüsse, Schreie, Kommandos. Die bayrischen Gewehrkolben tanzten wie Stuhlbeine auf der Kirchweih. Schlag um Schlag. Sie machten ganze Arbeit. Und der „gebüldete" Staudinger Joseph brüllte bei jedem Schwung ein ächzendes Go on! Das Hurra war ihm immer noch ein wenig zu preußisch.

Minutenlang der Kampf. Ein, zwei, zehn Engländer jagten querfeldein, dem Dorfe zu. Was im Graben blieb, war verwundet oder tot.

Weiter!

Dort das Dorf.

Wie Fackeln lohten die brennenden Gehöfte.

Maschinengewehre arbeiteten.

Reihenweis mähten sie und schlugen sie die bayrische Landwehr.

Der Joseph, dicht neben seinem Hauptmann, war kugelsicher. Hinter ihnen stürmten die Kompanien, immer neue, immer frische, über die Verwundeten, die Stolpernden hinweg, dem Dorfe zu.

Der Pichel Franzl bekam einen Schlag vor den Kopf. Er taumelte. Er faßte nach dem Kopfe, die Helmspitze war abgeschossen. Und bald hätte er auch im Dreck gelegen. Gottverdimmich! Er mußte sich beeilen, den anderen nachzukommen. Und im Laufen tastete er nach der Rocktasche, ob er beim Stolpern auch keine Karte verloren hatte. Sonst schalt der Krumbacher, dem gehörte das Spiel.

Joseph, wart' scho!

Die vorne lagen mit den Engländern in neuem, heftigen Kampfe. Schritt um Schritt ging es vorwärts, in die Straßen hinein. Die Dämmerung machte das Bild noch grausiger, die Schatten der Leiber noch gespensterhafter.

Der Staudinger Joseph hatte einem das Bajonett zwischen die Schultern gerannt und bekam das Eisen nicht wieder los. Im Falle riß ihm der Verwundete das Gewehr aus den Fäusten.

Er mußte weiter, ohne Gewehr.

Und plötzlich stand ihm ein baumlanger Engländer gegenüber, spindeldürr, hohnlachend.

Das war das rechte Galgengesicht für den Würzburger.

Boxen! brüllte er ihn an. Boxen!

Gottseidank, seine Fäuste hatte er ja noch.

Und der Engländer verstand ihn.

To box, oh yes!

Auch dem Gegner stand die Kampffreude in den Blicken. Hart ging er ihn an.

Da hatte ihn der Joseph auch schon um seinen spindeldürren Leib gefaßt.

Der Englishman schnürte ihm die Kehle zu. Er kam frei und hatte im gleichen Augenblick die Bayernfaust zwischen den Augen, daß ihm das Blut aus der Nase sprang.

Boxen! Boxen! reizte ihn der Joseph.

Die andern hatten den beginnenden Kampf mitangesehen, sie hielten inne, sie starrten und sahen zu.

Und die Engländer tuschelten, als ob sie wetten wollten, wer Sieger würde.

Der Staudinger merkte es und warf sich mit grimmer Kraft von neuem auf den Gegner.

Und diesmal bekam er einen wohlgezielten Stoß von unten gegen den Kiefer, daß ihm die Zunge schmerzte.

Saubatzi, drecketer, Tagedieb! Du Öngländer!

Schon wollte er das Bein heben und einen oftgeübten Kirchweihtritt nach des Feindes Schienbein ausführen, da besann er sich, nein, das war nicht „för“. Und was der Trampen schaffte, konnte die Faust schließlich auch.

Und da hieb er seine blutschweren Fäuste dem Engländer in die Magengrube, daß er hintüber fiel.

Ja, der Joseph! Und gut. Fei g'macht!

Wutgebrüll auf der Gegenseite.

Go...

Ein feiger Hund von Engländer rannte ihm von hinten das Messer in die Seite.

Und von neuem begann auch hier der Kampf.

So a ganz G'meiner!

Die Bayern kannten keine Schonung mehr.

Weiter! Weiter!

Neben seinem ächzenden Feinde blieb der Staudinger Joseph liegen. Lange rührte er sich nicht. Lange.

Da weckten die stürmenden Schritte der Verstärkungen ihn aus der bleiernen Mattigkeit.

Er konnte noch einmal den Arm heben und hinüberweisen, wo der Kampfeslärm immer mehr in die Nacht hinein verklang.

Der Hirschschreier

Von Hellmuth Unger

Der Hölzer-Toni ist stets ein Kerl gewesen, der Schneid und Kraft wie keiner hatte. So kannten ihn die Leute schon, als er wie ein rechter Harzbauernbub mit seinen Freunden das Heimatdorf im Bodetal unsicher machte und die Berge durchstreifte, und später ist's nicht anders geworden.

Kraft und Forsche können dem Menschen als Lebensgaben ebenso leicht in die Wiege gelegt werden wie Reichtum und Würden. Damit war's aber in der Hölzer-Familie nicht weit her, und die eichene, quarrende Holzwiege, die seit Jahren nicht mehr aus dem Gebrauch gekommen war und die den Toni als fünften Buben zwischen ihren Brettern hielt, wäre für Goldesglanz und Lebensprunk viel zu schlicht gewesen. Da aber der Jüngste, der Toni, so lichtklare, blaue Augen hatte, Backen, die vor lauter Gesundheit wie Zinnober prahlten, und Fäuste, die nicht einem Hundertstündigen, sondern einem Dreijährigen zu gehören schienen, gab ihm der liebe Herrgott, was er nur dem frischesten Harzbuben schenkt, ein gutgemessenes Maß voll Kraft und Forsche.

Der Hölzer-Toni zeigte als Knabe die besten Eigenschaften, vor allem hatte er ein Musikverständnis, das auffällig war. Dem Hölzer-Vater war wohl der Klang des Beiles vertraut, das in die Baumstämme sprang, um sie niederzustrecken. Darüber hinaus ging es nicht. Außerdem war seine Kehle vom Kanasterrauchen heiser. Die Hölzer-Mutter hatte es nicht weiter als zu einigen Volksliedern gebracht, die sie aus ihrer Jugendzeit und den Spinnstuben her kannte, und die älteren Hölzer-Buben zeichneten sich alle mehr durch Kraft als durch Schönheit ihrer Stimme aus. Daß der Toni davon eine rühmende Ausnahme machte, kann man nicht behaupten, aber der Dorfschullehrer sagte, er hätte „Verständnis". Dem war es auch zu danken, daß der Knabe ohne Entschädigung Geigenstunden bei ihm erhielt.

Der Toni war ein dummer Kerl.

Zwei Jahre lang hatte er auf des Lehrers Geige herumgefiedelt, dann gestand er sich, daß dies Instrument nicht das richtige und seinen unbeherrschten Kräften angemessen sei. Es „ging ihm zu leise". Auf diesen Gedanken wurde er durch einige reisende Musikanten gebracht, die auf der Kirmes zum Tanz aufbliesen.

Donnerwetter, da lag Schwung drin.

An dem Tanzabend ist der Toni gar nicht von der Saaltür der Dorfschenke fortzubringen gewesen, und am nächsten Frühmorgen, als die angeheiterten Bläser im Weiterziehen noch ein fröhliches Lied in die Berge hineinschmetterten, ist er vor Erregung zitternd ihnen nachgelaufen. Zu seinem Glücke hat er sie nicht mehr eingeholt. Ganz von fern aber

hat er noch den goldenen Glanz der Tuben in der Sonne blinken gesehen, und diese Helle ist tief in seiner jungen Seele stecken geblieben.

Der Lehrer hat es ihm nie verziehen, daß er ihn im Stiche ließ, und der Toni hat es, da er ja doch keine richtige Trompete bekommen konnte, mit der Kunst nicht mehr so recht ernst genommen, denn in den nächsten Jahren hat er im „Birkenmoor" auf Bezahlung des Förstereiwirtes die Gießkanne geblasen, damit die Fremden, die im Herbste zu Gaste kamen, auch etwas vom „Hirschschreien" hatten.

Hier hatte er es bald zu solcher Meisterschaft gebracht, daß es in allen Harzdörfern von Sülzhain herüber bis nach Suderode bekannt war, daß der Hölzer-Toni der beste Hirschschreier im Harz war, und seitdem hat er diesen Namen.

Jedenfalls hat er nicht wenig Freude daran gehabt, den Stadtleuten etwas vorzuspielen, und der Wirt ist in der Schreizeit stets reichlich auf seine Kosten gekommen. So wäre es noch lange Jahre weiter gegangen, wenn der Toni nicht zum Militär gemußt hätte. Seine Zeit war gekommen. An Körper überragte er seinen Vater um Hauptеslänge. Die frische Kraft sprang ihm ordentlich aus dem Wams hervor, drum stellte er sich in der nächsten Stadt bei dem Infanterieregiment, in dem auch seine Brüder gedien hatten, und wurde genommen. Und in dieser Zeit bekam der Schimmer seiner Seele einen Glanz, daß er hell aufleuchtete. Der Toni wurde Hornist und kam zur Regimentsmusik.

Herrgott, war das eine Zeit!

Die ersten, schweren Wochen der Anfangsstudien mit Lippenpressen, Atmungstheorien und Fingerübungen gingen ja bald vorüber, sein Eifer am edlen Werke nahm zu und zu, und als er eines Abends sein „Behüt' dich Gott" zum ersten Male rein und klar von seinem Fenster aus über den schummerigen Kasernenhof blies, sagte der Musikmeister, der es zufällig mit anhörte: es liegt „Seele" darin. Echte „Harzerseele" hätte er sagen sollen, denn die besaß der Hirschschreier wirklich.

Während seiner aktiven Dienstzeit konnte der Toni auf viele schöne Stunden zurückblicken, die ihm den Soldatendienst mehr als angenehm machten. Fast an jedem Abend war in irgendeinem Saale Musik zu bieten, in einer Wirtschaft zum Tanz aufzuspielen, und der Toni war stets mit gleicher Begeisterung dabei, ob er die pastorale Weise des „Pilgerchors" hinausposaunte oder eine Operettenmelodie über die Tanzenden dahinschmetterte. So wäre allgemach sein Leben wie das tausend anderer in der Alltäglichkeit untergegangen, wenn nicht der Krieg gekommen wäre und den Hirschschreier ins Gedächtnis seiner Heimat zurückgerufen hätte.

Gewiß, er hat keine blutige Tat mit Kolben und Bajonett vollführt, aber bei manchem Sturmlauf ist er dabei gewesen und hat zum Angriff geblasen. Und wie er geblasen hat!

Daheim in seinem Dorfe erzählen sie jetzt ein Geschichtlein von ihm, stolz, die es berichten, lachend, die es hören.

Ja, der Hirschschreier, der hat alleweil seinen Schneid und seinen Mutterwitz besessen.

Bei St. Juvin ist's gewesen. Oben im Bergland lag seine Kompanie in verschanzter Stellung in einem neu aufgeworfenen Schützengraben.

In nächster Nähe die Rothosen. Schüsse sind herüber und hinüber getorkelt und haben keinen getroffen, höchstens sind sie in einen Baumstamm des Gehölzes geschlagen, wo die Deutschen lagen, oder sie sirrten über den Flußlauf, der westwärts in den Abend glusterte, und sprangen wie Heuschrecken in die klitschigen Felder vor Grandpré.

Wie Baßmusik eines verdeckten Orchesters schütterte tagsüber der Kanonendonner der französischen Mitrailleusen und der deutschen Feldhaubitzen herüber.

Der Hirschschreier lag mit seinen Leuten im Graben, schimpfte, daß so wenig geschossen wurde, daß es nicht weiter ginge und das er selbst kein Gewehr hatte. Blasen durfte er auch nicht.

Das mochte der Teufel aushalten!

In den letzten beiden Tagen war es vor ihnen unruhiger gewesen, ohne daß man vom Feind selbst etwas sah. Aber da stimmte etwas nicht. Ob die Pious rausbekommen hatten, daß ihnen bei St. Juvin nur wenige Kompanien gegenüberlagen?

Es sollte Patrouille gegangen werden. Der erste, der sich meldete, war der Toni. Er mußte schon bitten, daß sie ihn mitließen. Die beiden anderen, die mit ihm gehen sollten, entledigten sich aller unnützen Gegenstände. Einige Patro-

nen in die Tasche, das Gewehr am Riemen über die Schulter. Fertig. Nur keinen Ballast.

Der Toni sollte seine Trompete zurücklassen.

Nein, nie!

Aber er schob sie in den regensicheren Überzug. So würde sie ihn nicht durch ihren Glanz verraten können.

Und dann los.

Ohne Laut verschwanden die drei in der Nacht. Nach einer Strecke blieb der erste zurück, nach doppelter Entfernung der zweite. So hielten sie die Verbindung mit dem eigenen Schützengraben.

Der Hölzer-Toni kroch allein auf allen Vieren weiter.

Zur Halbrechten schob sich ein Buschwerk in den matten Glanz des Flusses. Dort mußte er hin. Dort würde er das ganze Tal überblicken können. Die Nacht war kalt, klebend und saugend der durchnäßte Boden.

Wie im Harz ist das, dachte der Hirschschreier. Und ihm war's, als kröche er daheim im Dickicht herum, um sich einen Platz zu suchen, wo er ungestört seine Gießkanne blasen konnte.

Aber nein, aufpassen jetzt.

Noch fünfzig Meter bis zum Buschwerk. Er hörte Stimmen. Er verdoppelte seine Vorsicht. Er kam dem Feinde leicht in die linke Flanke.

Und da der Strauch!

Langsames Hineinschieben des Körpers. Warten. Horchen.

Der Feind schien sicher zu sein.

Der Hölzer-Toni richtete sich auf und spähte um sich.

Verdammt!

Hinter dem Erdwall, hinter dem das Gelände gemach zum Flußbett abfiel, standen französische Reserven in eifriger Vorbereitung. Ob sie einen Angriff unternehmen wollten?

Dort zog sich der französische Schützengraben entlang. Kein Mann rührte sich darin. Eine halbe Stunde mochte der Toni auf seinem Beobachtungsposten gewesen sein und dachte schon ans Zurückgehen, da sah er plötzlich, daß auch nordwestlich des Berglandes Truppen heranrückten. Nun war er in der Falle. Zurückkommen ohne bemerkt zu werden, war ausgeschlossen. Also bleiben. Verdammt, das war ungemütlich.

Und hier ging ein Angriff gegen die Kompanien in Szene, den er nicht verhindern konnte.

Bis zum deutschen Schützengraben waren es zweitausend Meter. Links und rechts von ihm waren feindliche Truppen.

Und jetzt begannen sie vorzurücken, sich zu entwickeln, Anschluß aneinander zu suchen.

Lautlos ging das alles zu.

Und jetzt war der Toni hinter der feindlichen Front, die sich langsam gegen St. Juvin vorschob.

Ob er schießen sollte?

Kaum würde er etwas damit erreichen. Was sagte ein einzelner Schuß? Das war doch nichts Ungewöhnliches.

Rufen? Schreien?

Die Trompete!

Und ein grimmiges Lachen ging über Tonis bartstoppeliges Gesicht.

Die Trompete!

Die Hälfte des Weges mochten die Pious hinter sich haben. Er konnte keinen mehr von ihnen sehen. Sie ihn also auch nicht.

Und die Signale kannte er, die deutschen und — die französischen.

Ein Gedanke, das! Die Trompete heraus, das Mundstück mit dem Daumenballen abgewischt, angesetzt.

Hell ging das Signal zum „Halten" durch die Nacht. Langgezogen die einzelnen Töne.

Er hatte es mehrmals von den Pious so gehört.

Er setzte ab, wartete.

Kein Laut vor ihm.

Da endlich, aus der Ferne ein anderes Signal.

Verfluchte Kiste.

Noch einmal.

Wieder das französische Signal.

Ein Trompeter nahm es auf.

Die mochten sich wundern! Ob sie tatsächlich auf die List hereinfielen. Er blies ja hinter ihrer Front.

Da. Schüsse preschten auf. Die im Schützengraben hatten es gehört und aufgepaßt.

Gottseidank!

Vor dem Hölzer-Toni wurde es lebendig. Zwischen dem Plunkern der Schüsse hörte er Schritte und Tritte.

Er hatte seine Leute gerettet. Ihn faßte der Übermut.

Und da blies er den langsam zurückgehenden Feinden einige deutsche Angriffssignale entgegen, als ob Infanterieregimenter heranstürmten und Husarenschwadronen die Lanzen schon zur Attacke gefällt hätten.

Die Harzbauern erzählen ja nun allerdings, daß der Toni die ganze Bagage in die Flucht gejagt habe, so sehr habe sie sich über den unvermuteten Feind erschreckt. Der Toni hat es jedenfalls nicht behauptet.

Unter einigen, durch die Gegend schwirrenden Schüssen ist er teufelsschnell zurückgelaufen und hat glücklich den Waldrand erreicht. Und die Franzosen haben am Ufer gestanden und nicht gewußt, ob sie angreifen, stehenbleiben oder zurückgehen sollten. Vielleicht ständen sie heute noch da, wenn der Toni, der alte Hirschschreier, ihnen nicht selbst seine List verraten hätte, denn als es wieder stiller um St. Juvin geworden war, blies er als Gruß nach dem Flusse herüber den „Pariser Einzugsmarsch".

Ja, er hatte eine sinnige, deutsche Seele, der Hirschschreier.

Vollblut

Von Richard Sexau

Trübselig hockte er da auf den Stufen vor dem Schulhaus und zerrte mit den Zähnen an dem flachsblonden Flaum der Oberlippe.

Drin in dem vielfenstrigen Zimmer wurde das Schicksal der nächsten Tage ausgebrütet. Man hörte die scharfe, ein wenig näselnde Stimme des Generals bisweilen durch die Scheiben hindurch. Gewiß lagen da Karten über die Schulbänke gebreitet und hingen an der Tafel. Bis in die geringsten Einzelheiten wurde der Gefechtsplan durchgesprochen. Und die andern Herrn des Stabs durften ihr Scherflein beitragen, durften das oder jenes Wort fallen lassen, manches kluge vielleicht, das ihnen dann Ehren und Lorbeer einbrachte.

Nur er war ausgeschaltet, er ...

Ein Kraftwagen ratterte um die Ecke. Gewandt wie eine Katze war das schmächtige, überschlanke Bürschchen auf der Straße und sperrte den Weg. Er durfte keine Meldung, die von der Front kam, durchlassen.

„Verzeihen Herr Hauptmann ... Exzellenz ..."

„Wo ist Exzellenz?"

Stratten wies ihm das Schulzimmer. Wieder schloß sich das Tor des Paradieses vor ihm.

Wann erfuhr er einmal, was vorging? Hatten die da drin das Recht gepachtet, für das Vaterland etwas leisten zu dürfen? War er nicht wie sie von derselben heißen Liebe durchglüht und dürstete darnach, alles hinzuopfern für die deutsche Ehre? Ihn aber behandelte man wie einen Schuljungen, ja wie einen Sträfling. Ans Telephon verbannte man ihn, an irgendeine Straßenecke; zu Obliegenheiten wurde er verdammt, die jeder Unteroffizier ebenso gut verrichten konnte. Äußere Ehren, ach, um die war es ihm ja nicht zu tun. Mochten ruhig die andern Kreuze und Orden einstecken. Aber er fühlte das Zeug in sich, etwas zu leisten, was dem Vaterland nützte und man stellte ihn kalt. Hatte er das wirklich verdient? War denn seine Schuld so schwer? . . . Schuld, . . . ach . . .

„Herr Leutnant. Ans Telephon, bitte."

Mit einem Fluch sprang er die Stufen herab. Beinahe hätte er ein paar Verwundete umgerannt, die sich aus ihren Stellungen zurückgeschleppt hatten und nun nach der Kirche strebten.

Der Fernsprecher befand sich unter dem vorspringenden Dach des Nebenhauses.

„Stab der Division Lötz."

Das war ein Surren in der Höhrmuschel. Heftige Schläge sprengten ihm fast das Trommelfell. Und jetzt brüllte wohl einer hinein. Aber er vernahm nur abgehackte, sinnlose Laute, Schüsse dazwischen, ein Geknarre und Gequarre, zum Wahn-

sinnigwerden. Und plötzlich ganz deutlich und klar, ohne jedes Nebengeräusch: „Mir scheint, die schlafen noch."

„Nee, wir sinn jewaltig früh uffjestanden." Und dann plötzlich mit veränderter Stimme, ganz Würde und Generalsherrlichkeit: „Hier Stab der Division Lötz."

Das Herz lachte ihm im Leibe, als er deutlich hörte, wie der andere sich gewaltsam räusperte und schluckte, bevor er seine Meldung beginnen konnte. Die Artillerie forderte Verstärkung. Die feindliche war ihr mehrfach überlegen.

Stratten überbrachte dem General dies Ersuchen, der ihn ohne Wimperzucker mit der Befehlsübermittlung an die Artilleriereserve betraute.

Als Stratten eben vom Telephon zum Schulhaus zurückschritt, trottete ihm eine seltsame Gestalt entgegen. Ein Kerl in Ulanenuniform, zerrissen und blutbefleckt. Hals und Kopf waren mit Binden umwickelt. Nur ein schiefgedrücktes Stück der Nase ließ der Mull frei und ein paar krummstehende nikotinbraune Zähne, zwischen denen eine lange Virginia glimmte.

Vom Verbandplatz der Kirche schien er zu kommen.

Stratten vertrat ihm den Weg.

„Was haben sie denn mit Ihnen anjefangen?"

„Mi'...? Einig'stochert hab'n s'... mit ihrene Lanz'n." Noch undeutlicher redete er wie sonst wohl, da der feste Verband ihm kaum erlaubte, die Kinnladen zu bewegen. „Elf Stich," rühmte er sich stolz. „In Hals und Kopf..."

„Haben wohl böse Schmerzen?"

„Da feit si' nix. A' bisserl damisch bin i' halt. So wie

nach der Kirta. Aber a' Hetz' war's, a' Hetz' ... Nur schad' is, ewig schad', daß i allein z'ruck'kommen bin ..."

„Patrouille, was?"

„Sell glaubst, Herr Leutnant. A Stucker zehne san mir g'west. Aber mehr wie doppelt so viel war'n d' Franzosen. Und viel bess're Pferd'. A' tüchtig Raffats hat's g'setzt. Mir hab'n uns a nit lumpen laß'n. Und d'rzu noch so auf'm Pferd. Alle Tag' möcht i' so was mitmach'n. Unsern Leutnant hat einer nieder'knallt. Da sin mir drei abg'schoben. Die andern waren schon vorher hin."

„Und jetzt?"

„Jetzt soll i' heim. Und mir fehlt doch gar nix, aber auch rein gar nix. Pudelwohl fühl' i' mi'. Glei' ganget i' wieder drauf. Was die für Augen macheten, wann so 'n G'spenst daherkämet, ohne G'sicht."

„Ja, und Ihre Kameraden?"

„Du mei' Gott. Wird si' der ein' oder ander auch wiederfinden. Und schließlich, 's is' eben Krieg. Für die Gaudi muß ma halt auch was einsetz'n ..."

„Auch ein Standpunkt," lachte Stratten, und er winkte dem sich gemächlich entfernenden Bayern belustigt nach.

Beneidenswerter Kerl. Hatte doch schon etwas geleistet, etwas ganz anderes wie der königliche Leutnant von der Stratten, der bessere Portier- und Botendienste verrichtete. Wie lange dauerte es nur, bis sie ihm gnädigst zu verzeihen geruhten, die hohen Herren? War denn wirklich so schlimm, was er auf dem Kerbholz hatte? Du mein Gott, man ist doch jung, und das engumfriedete Leben in der preußischen kleinen

Garnison war herzhaft eintönig. Es spukte einem von unruhigen Vorfahren her so manches im Blut, manches Unerlöste. Was sollte man denn nur um Himmelswillen mit seiner überschüssigen Kraft anfangen? Immer nur sich so lang auf den Gäulen herumhetzen, bis man kaum mehr die Knochen rühren konnte und dann von Eltern und Geschwistern mit tränendem Vorwurf empfangen werden, daß man frivol mit seinem Leben spielte, das verlieh denn doch dem Dasein nicht genug Inhalt. Wozu gab es nur soviel schöne Sachen, wenn man einen großen Bogen darum beschreiben sollte? Hübsche Mädchen und Frauen, die doch auch nicht unter einer Käseglocke versauern wollten, und die fesselnden Spiele, die einem den Atem fast raubten, und die wundervollen Rassetiere, die man doch nicht im Stall des Juden verkommen lassen durfte, und die unsäglich vielen Kostbarkeiten, die bei Antiquaren in unwürdiger Gesellschaft schmachteten? Leichtsinnig schalten ihn die Vorgesetzten. Draufgänger nannten ihn entschuldigend seine Kameraden. Und immer strenger schauten sie ihm auf die Finger, immer fühlbarer zogen sie sich von ihm zurück. Der Kommandeur gar ließ auf Warnungen Drohungen, auf diese schließlich Strafen folgen, und bald konnte Kurt Stratten sich mit Recht rühmen, der am meisten bestrafte Offizier der Division zu sein.

Er hatte ja allmählich an sich zu halten gelernt. Wenn er sich sein Blut hätte literweise selbst abzapfen können, er würde nicht gezögert haben, diesen Prozeß jede Woche mindestens einmal an sich zu vollziehen. So aber brauchet

er seines seelischen Gleichgewichtes wegen doch wenigstens ab und zu Gelegenheit, „eine tolle Zicke“ loszulassen, wie er das bei sich nannte. In gewissen Zeitabständen kam es wie ein Elementarereignis über ihn, und es nutzte nichts, zu widerstreben. Was er da in seinem Übermut und Kraftüberschuß alles verbrach, er wußte es wohl schon im Augenblick der Ereignisse kaum. War er wieder ernüchtert, so vermochte er sich jedenfalls beim besten Willen nie und nimmer zu erinnern. Gelegentlich einer „solchen Zicke“ war augenscheinlich auch etwas vorgefallen, was ihm trotz aller Verbindungen, trotz aller unleugbaren Beliebtheit und Fürsprache der Kragen kosten sollte und ihn auch sicher gekostet hätte, wäre nicht eben zu rechter Zeit, als die Not am höchsten stieg, der Krieg ausgebrochen.

Im Regiment hatte er zwar nicht bleiben dürfen. Strafe sollte immerhin sein. Sie versetzten ihn darum zum Divisionsstab, wo ihn der Gestrenge selbst unter scharfer Aufsicht hatte und seinem Gutdünken entsprechend büßen lassen konnte. Der Buße doch war es wirklich bald genug. Sie wußten ja, daß ihn nichts härter traf, als so zu Untätigkeit und bestenfalls zu Handlangerdiensten verurteilt zu sein ...

„Leutnant Stratten,“ ein Fenster des Schulzimmers war aufgerissen worden und das behäbige Gesicht eines Generalstäblers erschien im Rahmen, „bitte unsere Pferde fertigmachen zu lassen.“ Das Fenster schloß sich wieder.

„Nächstens soll ich euch wohl die Stiefel putzen? ...“, brummte der knabenhafte Offizier mit dem altklugen Gesicht, während er den Befehl weitergab.

Schon wurden am Eingang zum Schulhaus die Herren des Stabes sichtbar. Der kleine General Lötz mit dem Vogelgesicht und der Krähstimme trat ungeduldig von einem Bein aufs andere. Er war übrigens ein ganz ausgezeichneter Soldat, unverhältnismäßig jung zu seiner führenden Stellung gelangt, von einer Bedürfnislosigkeit, die den Dienst in seinem Stab nicht eben vergnüglich machte. Der dicke Generalstäbler unterdrückte ein Gähnen. Er schien größere Portionen und mehr Schlaf gewohnt zu sein. Augenscheinlich war er in den ersten Kriegswochen beträchtlich vom Fleisch gefallen.

Einige der anderen Offiziere ritten sofort ab zu den Truppenteilen, denen sie des Generals Anordnungen für den geplanten Angriff zu überbringen hatten. Daß man mit aller Macht vorwärts stoßen wollte, das hatte einer der jüngeren Herren Stratten zugeraunt. Ein nur mehr kleiner Kreis scharte sich um den Kommandeur, als dieser zu Pferd saß und in schlankem Trab der Richtung zustrebte, aus der das Feuer deutlicher wie zuvor zu vernehmen war.

Eine kleine Abteilung vom Telegraphenbataillon folgte und ein paar Kraftwagen, die der Divisionär viel häufiger als die Pferde zu benutzen pflegte.

„Von dem Hügel aus da vorn," flüsterte der Dragoneroberleutnant, der an Strattens Seite ritt, diesem zu, „da will der Alte sich die Geschichte betrachten."

Stratten wollte sich näheres über die Lage erzählen lassen, doch Lötz rief seinen Kameraden nach vorne. Gerade

als könnte er nicht mit ansehen, daß einer mich menschlich behandelte, dachte Stratten, der nun allein hinterdrein trottete, fast in gleicher Höhe mit den Pferdehaltern und Burschen. „Bessere Oberordonnanz," zischte er vor sich hin. „Wenn sie es zu toll treiben, dann . . ." Teufel auch! Was drohte er? Kindisch in seiner Ohnmacht. So freudig war er ins Feld gezogen. Jetzt aber ließ er, der Übermütige, zum erstenmal in seinem Leben den Kopf hängen. Keine Demütigung blieb ihm doch erspart. Während andere große Taten vollbringen durften, sollte er in der Ecke stehen. Stratten stöhnte vor Scham und innerer Empörung.

Leere Kolonnen kamen ihnen entgegen, Leiterwägen mit Verwundeten, einzelne Meldereiter . . .

In einer Talwelle nahm mit einem Schlag die Landschaft kriegerischen Charakter an. Um den kleinen Fluß und die Mühle im Grunde schien vor kurzer Frist erbittert gekämpft worden zu sein. Verlassene Schützengräben, gefüllt noch mit Waffen, Mänteln und Geräten, umritt man. Da streckte ein umgestürzter französischer Patronenwagen seine vier Räder in die Luft. Die Toten mehrten sich. Sah es nicht fast so aus, als habe hier ein Biwack gestanden? Gewiß, das waren Kochgräben. Allerlei Geschirr lag noch um sie herum. In die Asche dort war ein ganzer Haufen gekochter Reis geschüttet. Eine frische Ochsenlende lag daneben. Vier zerrissene Pferdekadaver, zwischen denen hellblaue französische Kavallerie-Uniformen hervorlugten, ließen auf einen Volltreffer schließen. Die schwarzen Granatmulden im Erdreich mehrten sich. Tief in dem aufgewühlten Boden

steckte ein vollbeladener Gepäckwagen. Sättel daneben, allerlei Geräte, Waffen, Mäntel, Ausrüstungsgegenstände. Wie vom Wahnsinn gepackt mußten die überraschten Franzosen das Lager verlassen haben. Aber auch auf der Flucht hatte sie unsere Artillerie noch in Scharen hingemäht.

„Myrrha, aber Myrrha, benimm dich," redete Stratten seiner Stute zu, die schnuppernd den üblen Duft einsog und vor jedem Gefallenen im weiten Bogen herumgaloppieren wollte. Kräftige Hand und gute Beine gehörten dazu, sie am Durchgehen zu verhindern. Immer wieder legte sie sich auf die Kandare und versuchte den Kopf zwischen die Beine zu stecken. Und dann heidi . . . wo sehen wir uns wieder? . . . „Schämst du dicht nicht . . .?" Stratten streichelte zärtlich den prallen Hals, in dessen seidigem Braun bläuliche Adern scharf hervortraten. Doch freute er sich, wenigstens eine Beschäftigung zu haben, die seine Kräfte in Anspruch nahm. „Wirst doch vor den Blaufräcken, den toten, keine Angst haben." Er wollte Myrrha zum Sprung über einen der Gefallenen zwingen. Sie brach aus. Wieder stellte er sie vor das Hindernis. Seine Absätze drückten ihre Weichen. Die Stute ging in die Höhe und schlug mit den Vorderbeinen in die Luft. „Na, warte!" Ein kräftiger Schlag und sie federte hinüber. Streicheln lohnte sie, aber schon vor dem nächsten versagte sie wieder. „Wollen sehen, wessen Eigensinn stärker ist." Myrrha mochte sich wehren, so viel sie wollte, sie stampfte, sie schnaubte, stieg, schleuderte den weißen Schaum vom Maul durch die Luft in dicken Flocken, es nutzte ihr nichts. Der Herrenwille war stärker.

Und schließlich gewöhnte sie sich an die neue Hindernisart.

„Was treiben denn Sie wieder da, Stratten?" klang von vorn in scharfem Tadel das näselnde Organ.

„Verzeihen, Exzellenz, wollte die Stute daran gewöhnen . . ."

„Unfug . . . pietätloser . . ."

Stratten schwieg. Wenn bei einem wichtigen Auftrag im feindlichen Feuer die Stute den Gehorsam verweigerte und vor einem den Weg sperrenden Toten Tänze aufführte, konnte ihm Pietät nicht nur das Leben kosten, sondern die dringende Befehlsübermittlung vereiteln. Und daran war doch wohl gelegen.

Gern hätte Stratten dies dem Gestrengen entgegengehalten. Aber er wußte, erste Soldatentugend bestand darin, auch ungerechte Vorwürfe lautlos einzustecken.

Man ritt weiter. Hier und da sprengte irgendwoher ein Reiter auf die Gruppe mit der Divisionsflagge zu, hielt mit kurzer Parade ein keuchendes Pferd an, erhob die Stimme zu lauter Meldung, übergab einen weißen Umschlag, blieb wohl kurz im Trab neben dem Divisionär und galoppierte dann wieder davon, daß Erde und Staub aufwirbelten.

Immer tiefer drang man in die Gefechtslinie. Immer häufiger zerplatzten ringsum am blauen Himmel die weißen Wölkchen der Schrapnelle mit ihrem Feuerkern. Immer betäubender wurde der Lärm auf allen Seiten. Rechts und links steckten unsichtbar, mit tückischer Kunst maskiert, deutsche

Batterien. Ganz leichter weißlicher Rauch bezeichnete weit vorn die eingegrabenen Linien der Infanterie.

Das Gelände stieg an. Schon war man am Fuß des bezeichneten Hügels angelangt. Nur eine kurze Weile noch blieb man im Sattel. Längst bevor man den Kamm erreichte, sprang Lötz vom Pferd und schritt zu Fuß empor.

Die Erhebung war nicht beträchtlich, und doch gewährte sie einen ausgezeichneten Rundblick. Ordonnanzoffiziere und Meldereiter preschten in stets größerer Zahl heran. Das Feuer wurde so heftig, daß der Boden zitterte wie bei einem Erdbeben. Nur mehr durch Zeichen konnte man sich verständigen.

Weit draußen hinter der Landstraße tauchten verstreut unzählige schwarze Punkte auf, die alle näherstrebten, auf Augenblicke verschwanden und wieder vorwärts liefen. Die deutschen Schützengräben wurden von einem Höllenregen groben feindlichen Kalibers überschüttet.

„Man könnte meinen," schnarrte Lötz, und sein Organ war selbst in diesem Toben des letzten Gerichts vernehmbar, „die Kerle wüßten von unserer Absicht und wollten uns zuvorkommen." Unbeweglich starrte er mit seinem Glas, hinter einem großen Heuhaufen versteckt, auf die feindlichen Linien, die er genau beobachtete. Sein Bleistift machte ein oder das andere Zeichen auf die vor ihm ausgebreitete Karte.

„Stratten ..."

„Exzellenz ..."

„Flieger sollen aufsteigen. Die Stellung der feindlichen Artillerie muß erkundet werden."

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Wenig Schritte weiter zurück war bereits der Fernsprecher aufgeschlagen. Keine zwei Minuten dauerte es, und Stratten konnte durch den Draht den empfangenen Befehl in den Flugpark weitergeben. Als er zurückkam, umstanden den General ein paar Stabsoffiziere.

„Ja, meine Herren,“ krähte das durchdringende Organ, „wir müssen den Vorstoß wagen. Selbst gegen zehnfache Übermacht. Sonst werden einfach wir überrannt. Schauen Sie selbst . . .“

Und er wies auf die weiten Flächen, wo allenthalben die Ameisen immer zahlreicher zu wimmeln begannen.

Vom Fernsprecher wurden Verstärkungsbitten überall her gemeldet.

„Ausharren! Kann meine letzten Reserven nicht leichtsinnig einsetzen.“

Die feindliche Artillerie richtete unheimlichen Schaden an. Die Verluste wuchsen mit jeder Minute. Zwei Batterien waren so gut wie lahmgelegt. Die Infanterie konnte trotz wiederholter Versuche die Gräben nicht verlassen. Sie wurde einfach wieder hinabgemäht. An Sturm war nicht zu denken. Wenigstens so weit man es vom Hügel aus beobachten konnte.

„Ich glaube, meine Herren,“ schnarrte Lötz wieder in scheinbarer Seelenruhe, „dort droben, dies einsame Gehöft . . . Sehen Sie nicht? Etwa dreihundert Meter vor unseren vordersten Linien und wesentlich höher wie wir gelegen . . . Ich glaube, von dort kommt uns alles Unheil. Ich möchte

wetten, auf dem kleinen Turm sitzt der Beobachter der feindlichen Artillerie. Von dort aus läßt sich, nur von dort aus, solch teuflisches Feuer leiten. Wenn wir Artillerie . . ."

„Verzeihen, Exzellenz," wandte der dicke Generalstäbler flüsternd ein. „Unsere paar Batterien haben vollauf zu tun, der Infanterie einigermaßen die Angreifer vom Hals zu halten."

„Sie haben recht. Geben wir der Artillerie ein anderes Ziel, so brechen die Kerle in unsere Linien ein. Verflucht! . . ."

„Wir sind eben zu schwach, Exzellenz."

„Ach was . . . wir setzen es durch."

Wieder blitzte das graue Auge in die Landschaft hinaus.

„Ich kann nicht anders." Stahlhart waren die scharfen Züge.

„Das vierte Regiment soll jenes Gehöft mit dem Turm stürmen." Der Draht gab diesen unheilvollen Befehl weiter.

Atemlos richtete man seine Gläser auf die todgeweihten Truppen. Das Gelände stieg jenseits der vordersten Gräben an. Vom Gehöft aus, dem stärksten Stützpunkt der feindlichen Stellung in weitem Umkreis, besaß man freies Schußfeld. Hier war der einzige Platz, wo der Feind keine Truppen zum Angriff anzusetzen brauchte, weil er sich hier für unverwundbar hielt.

Jetzt war allen Anschein nach der Befehl unten bekannt geworden. Mit Kraft setzte der Stoß ein. Doch die dichten Linien wurden merklich dünner. Viel dunkle Punkte blieben dahinter zurück. Langsamer nur ging es vor. Jetzt ermattete die Kraft. Alles warf sich zu Boden und suchte Deckung.

Reserven wurden abgeordnet. Erneuerung des Sturmes befohlen. Mit beispielloser Todesverachtung peitschten sich die braven Truppen wieder weiter. Die Opfer waren fruchtlos. Wieder brach der Ansturm im feindlichen Feuer zusammen.

Der Fernsprecher meldete, daß der erste Stock des Hofes mehrere Maschinengewehre beherberge, daß man den letzten Mann opfern könne, ohne auch nur halbwegs hinaufzugelangen.

„Mag so unrecht nicht haben," grollte Lötz. „Wenn eine Schleichpatrouille ... Ja, wenn man das Ding in Brand steckte ... Wird wohl schwer gelingen ..." Er sprach laut in Gedanken. „Lebend käme jedenfalls keiner zurück ..."

„Gestatten Exzellenz ..."

Lötz schaute Stratten böse an, wie wenn er ihn der vorlauten Bemerkung wegen zurechtweisen wollte. Doch als er in die leuchtenden Augen sah, schwand der Ingrimm aus den stählernen Zügen.

„Was, Stratten?"

„Darf ich ...?"

„Sie kommen ja nie bis hinüber, viel zu jung und unbedacht."

„Von der Waldzunge aus, Exzellenz, da links drüben, da müßte es gehen. Bis dort hin kann ich reiten. Ich bitte, Exzellenz ..."

Ton und Blick bettelten um die Erlaubnis. Die Lage wurde immer kritischer. Wenn nicht der Hof fiel und das mörderische Artilleriefeuer aufhörte, so wurde der langsam

geführte feindliche Vorstoß erfolgreich und die Stellung unhaltbar ...

„Sie werden ins Gras beißen, Stratten ..."

„Dann bedaure ich nur, daß ich dem Kaiser nicht habe länger dienen können. Aber ich meine, am Ende des Feldzuges wäre es auch noch Zeit genug dazu ..."

„In Gottes Namen. Gehen Sie. Eile tut not! Nehmen Sie sich ein paar Freiwillige mit."

Er winkte gnädig mit der Hand, und schon stob Stratten, von drei Reitern begleitet, davon.

In wilder Jagd ging es über das Gelände, dem Wald zu. Die Luft pfiff um ihn. Hei, war das eine Lust. Das Herz schlug ihm höher. Jetzt wollte er sich sein Kreuz verdienen. Und schließlich kostete es das bißchen Dasein, so ein Tod war stets seine Sehnsucht gewesen. Hinterm Ofen hatte er nie alt werden wollen. Wie oft hatte er nicht schon mit dem Leben gespielt. War das der erste halsbrecherische Ritt? Hatte er nie bei Fuchsjagden verbrecherische Tollkühnheit an den Tag gelegt? Eigensinnig, zwecklos, sogar frivol, wie die Eltern meinten? Nur Trauer hätte früher die Katastrophe geerntet. Jetzt aber galt es ein hohes, ein heiliges Ziel. Sein bißchen Leben setzte er ein, um das tausend anderer zu retten, um den Feind im Herzen zu treffen ... Gab es etwas Köstlicheres, etwas Herrlicheres für einen jungen Menschen? Selbst seine Eltern wären stolz, stürbe er bei diesem Wagnis. Gelang es ihm aber, so war der Tag gewonnen ... Endlich hatte das Dasein einen Zweck.

„Myrrha, jetzt zeig', was du kannst. Unser Meisterstück ..."

Stratten war mit einem Mal ein ganz anderer. Die Wangen glühten, die Augen strahlten. Er konnte sich nicht halten, laut mußte er seinen Jubel in die Welt hinausschreien. Das schmächtige Kerlchen saß zu Pferd, wie wenn ihn Stahlklammern im Sattel hielten. Kein Sprung war zu hoch, kein Graben zu breit. Er klatschte der Stute den glänzenden Hals ... So war er in seinem Element. Nichts konnte ihm verwegen genug sein.

Am Wald parierte er. Im Trab ging es durch das Gehölz. Vorsichtig. Schußbereit. Kein Wort wechselte er mit den Gefährten. Ganz in der Nähe wurde geschossen. Warnende Zeichen verbaten den drei Reitern jede Benutzung der Waffen. Ihre Anwesenheit sollte nicht verraten werden.

Zwischen hohen Stämmen hindurch schimmerte rechts und links Helligkeit.

Man war am Ziel. Die Waldspitze erstreckte sich noch wenige hundert Meter weiter vor. An ihrem Ende im Schutz der Bäume ließ Stratten Gefährten und Pferde zurück. Sein Bursche wollte ihn um jeden Preis begleiten. Er verbot es ihm. Einer genügte. Doch wenn er sähe, daß Stratten fiele, dann könne er sein Heil versuchen. Und der junge Offizier kroch gewandt wie eine Schlange zum Unterholze des Waldes hinaus. Ein Ruf des Burschen machte ihn noch auf eine feindliche Feldwache aufmerksam, die unfern hinter einer kleinen in Brand geschossenen Hütte kauerte. Die ließen sich wohl auch nasführen. Lautlos und doch seltsam rasch schlich er voran. Gewandt nutzte er jede Deckung. Wozu Kartoffelkraut und

Rübenblätter nicht gut waren. Sie verbargen ihn ja fast völlig. Und die feldgraue Uniform machte ihm den Erdboden gleich.

Schon hatte er die Wache hinter sich und eine zweite umschlichen. Deutlich sah er den erstrebten Bau. Kahle Mauern kehrte er ihm zu, die Rückenseite, in der sich keine Fenster-, keine Türöffnung zeigte. Irgendwie mußte er aber doch hineingelangen. Voran jetzt, keine überflüssigen Spintisierereien. Wer ihm so weit geholfen hatte, der half ihm auch weiter.

Aus dem Haus krachte es unaufhörlich. Stratten schmerzte der Gedanke: dies Geratter kostet vielen Kameraden das Leben. Drum rasch! Daß du dem Gesindel da oben und seiner Henkerarbeit bald ein Ende machst . . .

Er war am Haus, atemlos, schweißtriefend. Nirgends eine Öffnung . . . Um ihn her pickten Hühner den Erdboden auf. Dies schwarze Loch unmittelbar über dem Boden . . . Sollte . . .?

Hier ging das Geflügel aus und ein . . . Nochmals schaute er sich um. Von vorn gelangte er nie ins Haus. Nur hier war er unbeachtet. Keine lange Überlegung mehr. Es mußte gehen.

Stratten steckte den Kopf durch die Öffnung. Dunkel war es da drinnen und muffig roch es. Er zwängte den Oberkörper nach. Ein Glück, was die Kameraden oft verspotteten, daß er so binsenschlank und geschmeidig war. Doch jetzt saß er fest, konnte weder vor- noch rückwärts. Ähnliches hatte er schon geträumt, in furchtbarstem Alpdruck. Nicht einen

Zoll mehr vermochte er sich weiter zu schieben. Er stöhnte. Die Arme durchzupressen, das mußte doch gelingen. Das ohrenbetäubende Schießen benahm ihm fast die Kraft zu denken. Die Maschinengewehre setzten nicht einen Augenblick aus. Unmittelbar über seinem Kopf trampelte ein schwerer Schritt und entfernte sich. Ein Lichtstreif fiel in das Dunkel. Über ihm führte eine Holztreppe in die Höhe. Ein Bund Stroh kitzelte ihm das Gesicht. Besser konnte er es sich ja gar nicht wünschen. Zum Teufel doch, es mußte gehen! Der eine Arm war durchgedrückt. Der Ärmel hing zerfetzt herab. Das Hemd färbte sich am Ellenbogen rot. Ach, was schadete das? Nun hockte er in dem düsteren Raum, unter der Treppe, und lauschte. Doch nicht lange besann er sich mehr. Durch einen Türspalt schaute er in ein unaufgeräumtes Zimmer. Eine andere Türe führte in den Stall. Und geradeaus ging es in den Vorplatz des großen Hauses. Er schloß die Türe ins Freie, schloß die Türe der Stiege, und in einer unglaublichen Eile hatte er Stroh und Bettzeug auf einen Haufen geworfen. Den Inhalt einer Erdöllampe goß er darüber. Sein Feuerzeug sprühte Funken. Lange Zungen leckten an dem Scheiterhaufen in die Höhe. Er warf noch ein paar Bänke gegen die Türen, sie zu verrammeln, häufte leicht verbrennbare Gegenstände auf den hellflammenden Haufen. Aber schon konnte er kaum mehr atmen. Es war höchste Zeit, daß er sich aus dem Staub machte. Oben rumorten und schossen sie weiter. Es mochte schon eine gewisse Frist vergehen, bis sie die Katastrophe bemerkten. Leichter wie zuvor gelangte er ins Freie. Und

nun kroch er dem Haus entlang, um von rückwärts der Waldspitze wieder zuzuschleichen.

Tatsächlich, der General hatte recht behalten. Mehrere Drähte mündeten in den Hof. Lange konnte der Beobachter da oben das Feuer seiner Batterien nun nicht mehr zu heimtückischer Vernichtung leiten. Wie auch die Maschinengewehre die längste Zeit Verderben gespien hatten. Stratten frohlockte. Das war gelungen. Aus dieser Mausefalle gelangte keiner mehr ins Freie. Und wenn es jetzt um ihn geschehen war . . .

Teufel auch, das pfiff nicht schlecht an ihm vorbei. Woher kam der freundliche Gruß? „Vorsichtiger, mein Lieber," verspottete er sich selbst. „Bist ja nicht hierhergekommen, um dir die Gegend anzuschauen." Und doch . . . gerade die Gegend war hier verteufelt interessant. Sah man nicht da drüben, von wo die weißen Flaggen winkten, Artilleriestellungen? Das Glück zeigte sich ihm hold. Na, es hatte ja auch manches gutzumachen. Diese Gelegenheit wollen wir doch nicht an uns vorüberlassen. Ein gefundenes Fressen. Karte heraus und auf den Bauch liegend die Stellungen eingetragen . . . So, und jetzt heim, schleunigst heim, das lohnt . . .

Hinter ihm verstummte auf einmal das Maschinengewehrknattern. Und statt dessen füllten Schreie die Luft. Verzweifelte Hilfeschreie.

Stratten wandte den Kopf nicht. War scheußlich genug, daran zu denken. Nicht sentimental werden! Hier galt es nur zwei Möglichkeiten: entweder die oder wir. Das Vaterland . .

„Verfluchter Kerl," schalt er ganz laut vor sich, indes er eiliger weiterkroch. Und er wischte sich Blut von der Schulter. „Gefährlich scheint es nicht zu sein. Man spürt ja nichts. ... Möchtet mir doch gar zu gern noch einen Denkzettel geben?"

Man hatte ihn gesehen. Von mehreren Stellen aus. Die Geschosse pfiffen nun mehr um ihn herum. Dreck und Erde spritzte ihm ins Gesicht. Da schürfte ihn etwas, dort stach es ihn. Weiß der Kuckuck, was es war, Dornen oder feindliche Bohnen, die ihn unliebsam streiften. Es kam jetzt auch nicht mehr darauf an.

Stratten wunderte sich, daß er noch immer weiterkrabbeln konnte. Jeden Augenblick wartete er auf den ominösen Schlag, der ihn lähmte. Aber es ging, wie wenn ihn ein Wunder schirmte, lustig weiter drauflos.

Vom Waldrand winkt ihm jemand zu. Er hört auch Rufe, erkennt die Stimme seines Burschen. Ist dort die Lage für seine Leute brenzlich geworden?

Man will ihn offenbar zu höchster Eile treiben. Er springt auf und läuft die letzten hundert Schritte geduckt.

„Wir können nicht zurück" ... schreit ihm sein braver Diener entgegen.

Schon saß Stratten zu Pferd. Schon paffte es aus dem Wald von hier, von dort, und wie Peitschenknallen sauste es ihm wieder um die Ohren. Augenscheinlich hatte man sie eingekreist.

„Möchten das Nest wohl ausheben?" lachte Stratten. „Soll ihnen nicht gelingen."

Er sprengte, ganz sich auf den Pferderücken duckend, ins Freie hinaus.

„Braucht nicht bei mir zu bleiben, wenn ihr allein besser durchkommt.“

Wie ein Pfeil schoß Myrrha dahin.

„Nun, Māderl liebes, gilt es . . .“

Heia, das war eine wilde Jagd. So recht nach Strattens Geschmack. Er verspürte nicht das Spiel um Leben und Tod, achtete nicht der Gefahr. Ihm war es ein köstlicher Ritt, kreuz und quer, im Zickzack, damit die Schüsse nicht trafen. Aber wohin, wohin . . .? Er mußte doch in aller Welt irgendwo zu entschlüpfen trachten, konnte doch nicht in einem fort und immer tiefer in die französischen Linien hineinsprengen . . . Trotz der Raserei seines braven Tieres fand er sich zurecht. Rechts drüben marschierten Kolonnen. Weiter vorn, da lagen Schützen. Aha, sie haben ihn schon bemerkt. Ei, guten Tag. Er winkte ihnen zu. Auf den Wald hin mußte er halten. Dort bot sich einziger Unterschlupf, einzige Rettung. Und wenn dort am Rand Truppen lagen . . . Ach, wer malte den Teufel an die Wand? Einem flotten Reiter hielt der liebe Gott selbst die Stange.

Der Atem verging ihm schier. Mit der Zunge trieb er die kluge Stute an. Sie leistete unerreichbares. Von der Straße zweigte ein Reitertrupp ab. Um ihn zu fangen? Die konnten ihr Wunder erleben. Seiner Myrrha hielt kaum ein Pferd stand . . .

Er war schon nah dem rettenden Wald, da brach die Stute plötzlich zusammen. Er flog ihr über den Kopf und

kollerte, sich überschlagend, ein paar Schritte weiter. Nur einen Augenblick war er wie betäubt. Gleich aber raffte er sich auf. Verteufelt ernst war nun die Lage. Die Reiter kamen näher. Wenn Myrrha ... Das arme Tier suchte sich aufzurichten. Die Vorderbeine schlugen den Boden. Kraftlos fiel sie zurück. Traurig sah Stratten, was ihr fehlte. Neben dem Sattelgurt gewahrte er ein kleines Loch. Ein feiner roter Blutstreifen rieselte hervor. Die Augen, mit denen ihn dies treue Tier unverwandt anschaute, waren trostlos. Sie klagten, daß es dem jungen Offizier ins Herz schnitt, und fragten, warum hilfst du mir nicht ... Er ergriff die Zügel vorn und munterte Myrrha auf. Sie strengte sich an. Vergebens. Die Hinderbeine besaßen keine Kraft. Erst jetzt gewahrte Stratten, daß der linke Unterschenkel gebrochen war ... Er hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Jedes Zögern konnte auch ihm den Tod bringen. Aber so, so ließ er das treue Tier nicht zurück.

„Komm, gute, treue Myrrha ..."

Er streichelte ihr den seidigen Hals, klopfte sie auf die Stirn, sprach zärtliche Worte, bis das ahnungslose Pferd wie sonst beruhigt den Kopf an ihn schmiegte, liebkosend das schnuppende Maul an seinem Ärmel rieb. Ja, er hatte noch ein Stückchen Zucker. Während Myrrha das süße Labsal zermalmte, setzte er ihr die kleine schwarze Pistole an die Schläfe und drückte los. Und noch einmal. Gute Arbeit ...

Doch ... Keine hundert Meter mehr sind die Verfolger. Stratten schnellte dem Wald zu. Im Lauf tat er es manchem

Pferde gleich. Und er erreichte den schützenden Schatten lang vor den Reitern. Im Unterholz verschwand er ihren Blicken. Und bevor sie ihm auf den Fersen waren und ahnten, wohin er sich wandte, hatte er im ersten Anlauf einen Baum ersprungen, erklettert. Nicht umsonst hatte man sich im väterlichen Park zu der Eltern Entsetzen in der Kletterkunst zum Meister ausgebildet. Die vielen zerrissenen Hosen lohnten ihm jetzt und die Schläge, die der kleine Missetäter empfangen hatte.

Die Reiter trabten verstreut heran, langsam, ihn zur Verteidigung hinter einem Baume vermutend. Sie riefen sich ihre Ansichten zu, einer glaubte ihn weit im Waldesdunkel zu erblicken. Wie ein Hase laufe er. Sie lachten, verstärkten die Gangart und entschwanden. Ihr Rufen war noch geraume Weile zu hören. Und zwei von ihnen kehrten im Schritt wieder. Am Waldsaum sprangen sie ab, warfen sich ins Gras und ließen die Pferde weiden.

Stratten saß oder klebte vielmehr da oben in schwindelnder Höhe recht unbequem. Gefahr drohte ihm augenblicklich gerade keine. Er konnte schon wagen, sich heruntergleiten zu lassen.

So vorsichtig, wie er nur konnte, ging er zu Werk.

Zerschunden und mit knickenden Knien stand er schließlich auf dem moosigen Boden.

Der Kampf schien mit wahnwitziger Kraft entbrannt zu sein.

Und plötzlich gedachte Stratten der feindlichen Artilleriestellungen. Hier hielt er sie eingezeichnet. Könnte der Ar-

tilleriefführer einen Blick auf diese Karte tun, alles wäre gewonnen.

Wie brachte er dies wichtige Papier zum Stab?

Eines der Franzosenpferde wieherte.

Kluger Gaul. Dank für deine Aufforderung.

Wie beim Indianerspiel schlich Stratten näher. Der Fuchswallach hatte gar keine üblen Beine. Er lockte das Tier, das ihn näherkommen ließ und ihm sogar ein paar Schritte entgegenmachte. Und mit kühnem Anlauf saß er plötzlich im Sattel, riß den Gaul herum, gab ihm die Sporen und schnellte aufs freie Feld hinaus in die Richtung, wo er die Seinen vermutete.

Wieder zischen ihm Schüsse nach. Wieder fegt er die Kreuz und die Quer. Im Handgemenge sind dort Truppen ineinander verbissen. Seiner achten sie nicht. Man hält ihn für einen Franzosen. Auch auf befreundeter Seite. Denn sie senden ihm Grüße entgegen.

Vorgehende Schützenlinien, weit ausgeschwärmt, durchrast er, unheimlich schimpfend. An der Landstraße faucht ein Auto. Dorthin richtet er den Pferdekopf, und unerbittlich drischt er mit der flachen Hand und wuchtig die Sporen pressend auf das feindliche Tier los. Ein Posten will ihn zum Stehen bringen.

„Parole . . .“?

„Rindvieh, blödsinniges . . . .“

Der arme Teufel läßt das erhobene Gewehr sinken. Das war doch wohl kein Spion.

Der Autoführer mißt Stratten mit argwöhnischem Blick.

„Ich will zum Herrn Divisionär. Fix, wichtige Meldung. Kreuzdonnerwetter . . . Willst du wohl gehorchen. Dienstlicher Befehl. Kurbelst du nicht sofort an, so knall' ich dich nieder."

Das wirkte. Das Auto sauste davon.

„Divisionsstab."

Man wies den Weg.

In der Nähe des alten Hügels flatterte die kleine Wimpel. Das Auto hielt. Stratten mit einem Satz heraus. Er brach fast in die Knie. Hinkend und stolpernd sprang er weiter. Bei jedem Sprung stach es ihn wild. Er winkte und schrie, um auf sich aufmerksam zu machen. Man gewahrte ihn. Zwei Herren lösten sich aus der Gruppe los und kamen ihm entgegen.

„Ja, um Himmels willen, wie sehen Sie aus?"

Stratten fuchtelte mit einer Karte in der Luft herum und schrie atemlos: „Hier . . . eingezeichnet . . . feindliche Artilleriestellung . . . Exzellenz . . . oder . . ."

Er brach zusammen. Die Karte wurde ihm aus der Hand gerissen.

Der General schickte sie dem Artillerieführer. Er schmunzelte, während er auf Stratten zuging.

„Prachtjunge . . ."

Sein Gesicht verfinsterte sich jedoch, als er das elende Häuflein Mensch am Boden sah, um das sich der Stabsarzt bemühte.

Blutüberströmt war das zerschundene Gesicht. Haare klebten an der Stirn. Von der Uniform hingen nur noch

ein paar Fetzen am Körper. Und Blut drang aus dem Ärmel, unter dem Kragen, aus der Schulter hervor. Blut beschmierte die zerrissenen Unterbeinkleider, die aus dem Fragment der Reithose weit heraushingen.

„Bedenklich?"

„Nicht im geringsten, Exzellenz," berichtete der Arzt, indes er den Bewußtlosen verband. „Ein kleiner Aderlaß."

Lötz lachte: „Wird ihm nichts schaden . . . Teufelskerl. Verdammt nochmal."

Und er betrachtete kopfschüttelnd den zierlichen Knabenkörper und wandte von hier unwillkürlich den Blick nach jener Höhe, auf der das verderbensprühende Gehöft gestanden hatte.

Dort brütete über zusammengestürztem Gemäuer eine schwarzgeballte Rauchwolke. Nur ab und zu noch leckte eine rote Flammenzunge an den Ruinen empor . . .

Jan und die Andern*

Von Irmgard Frey

In zwei Reihen liegen sie in einem der großen, zum Spital umgewandelten Fabrikräume. Zwanzig sind es: Polen, Rumänen und ein Krainer. Meine Patienten.

Es sind noch mehr in dem Riesenraum mit den breiten, hohen Fenstern untergebracht, aber die verteilen sich auf die andern Pflegerinnen. Außer daß ich im Vorbeigehen ihnen vielleicht einmal frisches Trinkwasser reiche, habe ich mit ihnen nichts zu tun.

Aber die zwanzig gehören mir.

Im vierten Bett in der linken Reihe liegt Jan. Wenn man ein tiefes, herzhaftes Lachen hört, kommt es von Jan.

Er ist ein junger, dreiundzwanzigjähriger polnischer Ruthene, und neben ihm liegt sein Vetter; „der schwarze Piotr", wie ich ihn nenne; denn links von Jan liegt noch ein Piotr, ein Pole, der von irgend jemand den Namen „Der Mondkopf" erhielt; er hat einen außergewöhnlich großen, runden Kopf. Aber einen hübschen. Und aus dem blühenden, jungen Gesicht schauen zwei tiefliegende, ehrliche, blaue Augen. Das Haar ist ihm in der Mitte tief in die Stirn gewachsen

* Zuerst veröffentlicht in der „Jugend" Nr. 4. 1915.

und steht, kurzgeschoren, wie eine Bürste ab. Seine Heimat ist Galizien und im Zivilberuf ist er nicht Bauer, sondern etwas Höheres.

Aber der schwarze Piotr, rechts von Jan, ist ein Ackerbauer. Er sieht aus wie ein Herr. Ein feiner, schmaler Schädel mit hübschgeformten, enganliegenden Ohren und dunklem, kurzem Haar, das an beiden Seiten der Stirne zurücktritt, was dem Gesicht etwas Kluges gibt. Er hat immer zwei Falten zwischen den Brauen, denn er scheint fortwährend an etwas Sorgenerregendes zu denken, und in seinen dunklen Augen liegt Schwermut. Ganz still liegt er meistens und schaut mir zu, wenn ich mit den Kranken beschäftigt bin. Komme ich an sein Bett und streiche die zwei Falten glatt, dann lächelt er und bemüht sich, keine zu machen. Es gelingt ihm aber nicht lange; denn seine Stirne legt sich allmählich ganz von selbst so. Neulich, als ich ihn in frische Wäsche kleidete, wobei ich unter den Liebesgaben ein besonders feines Herrenhemd herausgesucht hatte, sah er erstaunlich vornehm aus mit seinem hübschen schmalen Kopf.

Es ist noch einer unter meinen Patienten, der ein solch herrenmäßiges Aussehen hat wie der schwarze Piotr. Ein älterer Pole. In der weißen Wäsche sieht er aus wie ein Staatsmann. Auch er hat einen schmalen, vornehmen Schädel und ein kluges Gesicht. Er und der schwarze Piotr danken wie Kavaliere für alles, was ich ihnen tue; aufsitzend im Bett machen sie eine Verbeugung. Ich lasse sie ruhig gewähren, ich sehe, so ist es ihnen Bedürfnis und Natürlichkeit.

— Jan lacht! Man sieht seine gesunden, prächtigen Zähne. Er hat einen echten Jungmännerkopf, kräftig, hübsch geformt, mit kurzgeschorenem, dunklem Haar. Seine Augen sind von hellem, scharfem Blau und können förmlich strahlen, übermütig oder andächtig. Er kann sich nicht genug tun im Mithelfen bei seiner Pflege. Sieht er mich mit dem Wasserkrug kommen, so streckt er mir, soweit er nur kann, schon sein Glas entgegen, als wolle er mir möglichst jeden Schritt ersparen. Oder wenn ich zweistündlich die Medizin verabreiche und an sein Bett komme, hält er Löffel und Flasche schon bereit in der Hand. Und dann sitzt er auf und nimmt mit einer Andacht die Medizin, als würde ich ihm das hl. Abendmahl reichen. Jedesmal.

Komme ich mit dem Thermometer, macht er schon diensteifrig die Achselhöhle frei und dann streicht er sein Bett glatt und macht mir einen Platz, damit ich sitzen kann zum Pulszählen. Und nie vergißt er, den schwarzen Piotr nebenan zu mahnen, daß dieser es ebenso bereite.

Bekommt Jan seinen kalten Umschlag, wobei er eifrig mithilft, — denn er hat sich im Schützengraben eine Bronchitis geholt, — dann strahlt er förmlich; er würde alles mit sich machen lassen, auch das Unangenehmste, und noch sagen: „Gut ist."

Das ist seine ständige Versicherung an mich. „Gut ist, gut ist," sagt er bei allem, was ich ihm tue.

Als Piotr, der „Mondkopf", plötzlich wegen typhusverdächtiger Krankheitserscheinungen in ein Isolierzimmer gebracht wurde und ich als seine Pflegerin mit ihm ging,

wir aber nach vier Tagen spät nachts wieder in den Saal zurückkehren durften, da sich die Erscheinungen als ganz harmlos herausstellten, sah ich Jan im Schein der blauen elektrischen Nachtlampe aufrecht im Bette sitzen.

„Wir kommen wieder, Jan," sagte ich erfreut zu ihm, worauf er mit strahlenden Augen und mit von Herzen kommendem Ausdruck, sich zurücklegend, mehrmals wiederholte: „Gut ist, gut ist —"

Einmal war er auch an unsere Türe gekommen und hatte einen Zettel hereingereicht, auf dem polnisch nur stand: „Wann kommt die Schwester wieder?" Piotr übersetzte es mir.

Jan ist aber kein Musterknabe. Manchmal bekommt er Lust zum Raufen.

Ihm gegenüber liegt ein Galizier, der noch drei andere Sprachen spricht und oft als Dolmetscher dient. Er hat, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leib. Er gibt nie Ruhe, reizt alle andern fortwährend. Er fährt plötzlich mit beiden Beinen aus dem Bett und in das seines Nachbarn und tritt und stößt ihn, daß dieser schnell Reißaus nimmt oder den Angreifer anpackt. Dann hört man ein unterdrücktes Prusten und Lachen und Schelten. Püffe und Tritte werden wechselseitig ausgeteilt, und Marian, der Angreifer, geht zuletzt doch als Sieger hervor; denn sobald er zu sehr attackiert wird, schwingt er sich hinter die Betten, hinter denen ihn sein Gegner schwer mehr fassen kann und benutzt seine Pantoffeln als Wurfgeschosse.

Seine Medizin trinkt er aus der Flasche, ob die Dosis

zu klein oder zu groß ist, ist ihm egal. Ich mahne ihn, er muß sie von mir nehmen aus dem Löffel, er versichert mir aber, daß er mir nur die Mühe abnehmen wolle. Man kann ihm nicht zürnen. Einmal hielt er mir im Halbdunkel die falsche Flasche hin, die zu einer Einspritzung bestimmt war, anstatt der zum Einnehmen, weil er sich von diesem Spaß Vergnügen versprach. Aber dann war ein großes Würgen und Spucken und Husten — denn die Flüssigkeit schmeckte abscheulich.

Mit Jan gibt er keine Ruhe.

Wenn Jan so gemütlich aus seinem Bette lacht, steht Marian auf, geht zu ihm und pufft und reizt ihn. Ich höre eine Bewegung, sehe zwei Menschen in mangelhafter Toilette sich balgen, nackte Füße fuchteln herum und es regnet Püffe und Tritte. Marian lacht und kichert aus vollem Hals. Er teilt mit erstaunlicher Beweglichkeit die Tritte aus. — Jan boxt nur, aber tüchtig; als er sieht, daß ich zuschaue, hält er verlegen ein, er hat ohnehin seinen Gegner schon kräftig dazwischengenommen. Marian ist unterlegen. Und Jan lacht gutmütig und begibt sich in sein Bett zurück. Aber einmal wird Jan bös, daß ich ihn erstaunt ansehen muß ob der Veränderung seines frohen Gesichtes; das ist, als Marian der Lose halblaut ein polnisches Liedchen singt, dessen Inhalt nicht harmlos zu sein scheint! Jan weist ihn so heftig und ernst zurecht, daß Marian, wohl trotzig, sofort schweigt. Dann ist's wieder der alte Jan.

Manchmal sitzen sie beisammen und spielen Karten. Marian beschwindelt immer. Er schaut allen in die Karte und

macht dabei Augen wie der Falschspieler in der Dresdener Galerie. Der schwarze Piotr ist immer der Geprellte. Er ist die Ehrlichkeit und Naivität selbst. Er spielt brav und mit Überlegung und seine Karten wirft er mit Schwung energisch von oben herab auf die andern. Aber da hilft alles ehrliche Denken nichts — Marian macht es zuschanden durch seine Schwindeleien, und der schwarze Piotr gerät in solche ehrliche Entrüstung, daß Jan lachend auf sein Kissen zurückfällt. Der Mondkopf Piotr lacht gutmütig brummend. Ich beruhige Piotr und streiche seine zwei Falten glatt. Er lächelt wieder und versteht sich nochmals zum Spiel, freilich mit demselben Ausgang.

Und doch ruft es überall: Marian! Marian! Er ist wie der nötige Pfeffer auf der Speise.

Er hilft mir aber auch die Betten machen und ist mein Dolmetsch. Durch ihn lerne ich meine Patienten näher kennen, kann ich mich etwas mit ihnen unterhalten. Einige von ihnen haben Frauen und Kinder zu Hause in Galizien, von deren Schicksal sie nichts mehr wissen. Dort sind die Russen. Leben die ihren noch? Und die Familien ihrerseits wissen nichts vom Gatten und Vater und können nichts von ihm erfahren.

Sie wissen alle auch nicht was tun, wenn der Krieg beendet ist; denn vielleicht ist ihre Behausung zerstört, ihr Hab und Gut verbrannt. —

Das Gefühlsleben meiner Soldaten offenbart sich mir aber auch noch auf eine andere Art. Nämlich durch ihre Kopfkissen, d. h. durch das, was darunter ist. Wenn ich die

Betten mache, finde ich ein ganzes Lager von persönlichen Dingen. Meistens ein altes abgegriffenes Gebetbuch, Bildchen, abgenützte Brieftaschen mit alten von Staub und Schweiß beschmutzten Papieren. Ein paar Briefe oder Karten, Feldpost, halbzerrissene Photographien, Amulets, alte rostige Messer und halbblinde kleine Spiegel. Meistens alles sorgsam in ein Taschentuch eingewickelt oder in ein Papier. Und sorgsam lege ich es immer wieder unter die Kissen. In ein Eckchen des Taschentuchs eingebunden die kleine Barschaft von ein paar Kreuzern.

Jan hat einen eigenen Geldbeutel, und Piotr der Mondkopf auch.

Dabei liegt Tabak und Brot. Alles, was sie nicht aufessen können, kommt unter das Kopfkissen.

Einige von ihnen trugen an beschmutzten Bändchen Marienmedaillen oder Kreuze um den Hals. Als ich ihnen neue starke Seidenschnüre umknüpfte, an die ich die Medaillen hing, küßten sie erst diese und dann meine Hand. Wie Kinder freuten sie sich.

Sie sind überhaupt wie Kinder in ihrer Frömmigkeit, besonders die Polen. Den einen sehe ich abends immer zum Nachthimmel gewandt stehend sein Gebet verrichten.

Jan scheint nicht so fromm. Nur einmal sah ich ihn eifrig aus seinem Buche beten, als der Priester dagewesen und ihm und den andern die Beichte abgenommen hatte. Ich neckte sie, was sie eigentlich zu beichten hätten, da sie hier im Spital doch gar keine Gelegenheit zum Sündigen hätten und so brav wären. Piotr, der Mondkopf, verdolmetscht

mir seine und seiner jüngeren Kameraden Antwort. „Ja", sagt er, „hier im Spital und auch im Feld haben wir nicht viel Sünden, aber im Zivil, Schwester!" Und er zieht die Unterlippe ein und zwinkert mit den Augen. „Hmmm," sagte er und schnalzt mit den Fingern und wiegt seinen großen Kopf. Er prahlt ordentlich.

Ich muß lachen. Es gefällt mir.

Vom Krieg erzählen sie mir viel, wie sie Tag und Nacht im Schützengraben lagen, wie sie tagelang marschierten, oft ohne Nahrung bleiben mußten. Sie haben alle Furchtbares gesehen und erlebt. Neben ihnen fielen die Kameraden, sie kamen in Bajonettkampf mit den Kosaken und sind wie durch ein Wunder dem Tode entronnen.

Wieviel Russen sie töteten, erzählen sie auch. Piotr der Mondkopf hat deren zwei nacheinander tödlich getroffen. Ihn selbst traf eine Kugel ins Bein, die aber durch vorheriges Durchdringen eines andern Gegenstandes die Schußkraft verloren und ihm nur so tief ins Fleisch drang, daß er sie selbst gleich entfernen konnte. Die Kugel hat er bei sich. Der gute Kerl, der gewiß sonst keinem Tiere etwas zu leid tut!

Dann ist da noch Alexandr, der Pole, mit dem Heißhunger. Er bekommt Brot zu seinem Mahl und versteckt es unter dem Kopfkissen. Dann läßt er sich nochmals geben Anfangs gelang es ihm immer, aber schließlich wurde er ertappt. Ich auch, denn auch ich hatte geschwindelt und Brot für ihn aus dem großen Korb im Austeilungsraume geholt. Der hungrige Alexandr .. Sogar die andern geben

ihm von ihrem Essen. Aber er ist nicht zu sättigen. Wenn er mit allem fertig ist, geht er mit hungrigen Augen umher und ißt alle Reste auf. Sonst liegt er stumm und still im Bett. Manchmal setze ich mich zu ihm, aber sprechen können wir nicht.

Da ist da noch Plevnik, der Krainer, ein feiner, stiller, älterer Mann. Er spricht notdürftig Deutsch, sehnt sich nach Hause zu Frau und Kindern. Er ist müde und fürchtet sich vor der Rückkehr ins Feld, denn er ist den Strapazen nicht gewachsen. Zutraulich erzählt er mir von allem, was ihn bewegt.

Die andern, jüngeren gehen mit neuem Mut zurück ins Feld, aber der Krainer nur mit Bangen.

Und einer ist da, der Dačuk, der schwerkrank ankam. Eine böse Lungenentzündung. Elend, schmutzig, blaß, mit Schwielen an Händen und Füßen, wie ich es noch nie sah. Wenn er etwas von mir wünscht, ertönt ein leises „Pst!" — — — und er winkt so verstohlen mit dem Zeigefinger, als ob wir eine heimliche Zusammenkunft haben sollen. Laut zu rufen würde er für eine Unhöflichkeit halten.

Langsam gesundete er. Und eines Tages lag er fieberfrei im Bett.

Die Wangen begannen sich zu runden, die Augen wurden hell, und im Bad löste sich die schwielige Haut. Eines Tages wusch er sich sorgfältig, ich frisierte ihn mit dem Handtuch und er drehte sein blondes Bärtchen fein in die Höhe.

„Was für ein hübscher Mensch er ist," sagte der Professor, der gütige Arzt und Freund der Soldaten, als er

auf seiner täglichen Morgenvisite an sein Bett trat, und er zog ihn scherzend am Bärtchen. Eine Antwort gab der blonde Pole nicht, denn er versteht nicht Deutsch.

Und doch unterhalten wir uns oft miteinander. Er spricht polnisch, ich deutsch, und dann nicken wir verstehend. Ungefähr verstehen wir uns ja auch. Nie sah ich einen treuern, ergebeneren Blick in Menschenaugen. „Gut," sagt er immer, „gut." Das bezeichnet alles. Es geht ihm gut. — Aber alle sind mehr oder weniger gedrückt. Nur Jan bleibt sich gleich.

Jan ist das Leben selbst. Er lebt, und das scheint ihm vorläufig genug. Er dreht sich Zigaretten, und sein Bett ist der reinste Tabakladen. Ich muß seine Laken immer besonders kräftig ausschütteln.

Die beiden Piotr helfen ihm und dann rauchen sie. Als ich neulich eine Zigarette erbat, wollte Jan mir gleich die ganze Schachtel voll schenken. Ich nahm aber nur drei und stieg auf das flache Dach des Riesenspitals, das zu einem Erholungsplatz hergerichtet ist, wo ich sie rauchte, worüber sich Jan, stolz, daß sein Fabrikat mir zusagt, innigst freut.

Im Saal ist das Rauchen verboten. Die Kranken, die aufstehen können, müssen sich in den „Rauchsalon" begeben, einen Glasverschlag innerhalb des weiten Krankensaales. Die in den Betten sollen verzichten. Aber auf einmal steigt da und dort ein Rauchwölkchen auf aus einem Bett. Die Oberschwester kommt und der Aufseher kommt und sie schnüffeln in der Luft herum. „Wer raucht da?"

Ich suche mit strengem Gesicht in der entgegengesetzten Richtung nach dem „angeblichen" Rauch und versichere:

ich sehe nichts! Oh, wir verraten uns nicht! Die Oberschwester paßt mir etwas auf, schon wegen dem Leinenschrank, denn sie ertappt mich immer, wenn ich für meine Patienten die beste Wäsche aussuche. Sie schilt. Ich soll auch die alte nehmen, selbst wenn Löcher darin sind und keine Knöpfe und Bänder daran.

Denn was für Liebesgaben sind unter andern guten gekommen! Wenn die Soldaten kräftig hineinfahren, schaut plötzlich irgendwo das nackte Fleisch hindurch. Und Tränen haben wir schon gelacht über die ausgefransten, kurzen Unterhosen. Keiner will sie anziehen, denn das ist ihre große Toilette außer einem Hemd und einem kurzen Mantel aus Waschstoff. —

Jan lacht. Sein tiefes Lachen. Und seine Zähne blitzen, obgleich er keine Zahnbürste im Gebrauch hat. Das Handtuch ersetzt hier Bürste und Kamm.

Er erinnert mich immer an Björnsons „fröhlichen Burschen". Er ist die Kraft und Gesundheit selbst, denn seine Erkrankung ist nahezu gehoben.

Ein paar Tage noch — und er liegt wieder im Schützengraben.

Auch ich muß gehen, bin abgerufen worden. Heute.

Ich setze mich auf Jans Bett und sage es ihm und den zwei Piotr. Der Mondkopf übersetzt ihnen, daß ich weggehe.

„Morgen — judro," sagt er den beiden. Und Jan wiederholt „judro." Ganz entsetzt schaut er mich an.

Und die drei machen so traurige, ratlose Gesichter, daß

ich schnell aufstehe, damit man die Tränen nicht sieht, die mir aufsteigen.

Und gleich darauf wissen es alle zwanzig. Und alle sehen traurig aus.

Ich gehe am nächsten Tag nur noch kurz an jedes Bett. Ich muß mit Gewalt meine Bewegung unterdrücken.

Ein schneller Abschluß ist das beste, da es doch sein muß.

Wiedersehen werde ich wohl keinen von ihnen mehr. Entweder sie bleiben im Krieg oder sie kehren in ihre Heimat zurück, wohin ich nie komme.

Sie küssen mir alle die Hände, sagen unverständliche Dankesworte. An der Türe wende ich mich noch einmal um, sie winken mir mit der Hand. Und dann bin ich draußen.

— — —

Ich werde sie nie vergessen!

Gott mit uns!

Von Rudolf Greinz

Den lahmen Schimmel hatten sie dem alten Radsöler Bauern gelassen und dazu zwei zerlatterte Leiterwagen. Die beiden Braunen, den Scheck und die vier neuen besten Wagen hatten sie mitgenommen. Für das Heer requiriert. Die fuhrwerkten jetzt irgendwo im Feindesland. Die drei starken derbknochigen Ackergäule vom Radsöler und die herrlichen Wagen, um die ihm das ganze Dorf neidig war.

Der alte Radsöler hätte es sich niemals auch nur im Traum einfallen lassen, daß ihm so etwas widerfahren könnte. Gut und ehrlich bezahlt war ihm sein Eigentum worden. Da ließ sich gar nichts dagegen sagen. Aber deswegen waren doch die Rösser und die Wagen dahin. Auf Nimmerwiedersehen. Und solche Rösser und Wagen würde er nicht mehr bekommen. Wenigstens bildete sich das der Radsöler ein.

Der Bauer hatte diesen staatlichen Eingriff in seinen Besitz keineswegs ohne Widerspruch über sich ergehen lassen. Der große Krieg war gekommen. Das Reich brauchte Roß und Wagen. Aber es gab doch so viele Rösser und

so viele Wagen im Land. Warum sie gerade ihm genommen werden mußten. Wahrscheinlich weil er die schönsten hatte.

Der Herr Feldwebel mußte es dem harten Schädel des Bauern erst mühsam begreiflich machen, daß es da eben keinen Widerstand gab und daß Kriegsrecht ein anderes Recht sei als die Rechte im Frieden. Trotzdem hätte der alte Radsöler noch länger gewaltig aufgemuckt, wenn ihm der Feldwebel nicht schließlich erklärt hätte, daß halt der Kaiser Roß und Wagen vom Radsöler brauche.

Da war der alte Radsöler eine Weile still und nachdenklich geworden. Dann zog er ehrfürchtig den Hut von seinem grauen Kopf und meinte: „Dös hättet's glei sagen können. Nachher wären wir schleuniger überort kommen. Wenn der Kaiser von mir Roß und Wagen braucht, hab i nix dawider. Für mein' kaiserlichen Herrn zieh' i's Hemd aa aus, wenn's sein muaß." Darauf fügte er mit einem verschmitzten Lachen hinzu: „Schau, schau, ist do koaner auf Erden so hoch g'setzt, daß er nit amal von an Bauern was braucht. Braucht sogar der Kaiser uns Bauern. Aber iatz g'freut's mi, daß i dem Kaiser auf meine alten Tag' no an G'fallen tuan kann!"

Damit war also der Radsöler einverstanden. Er ließ es sich nicht nehmen, selbst sorgfältig die Wagen nachzuprüfen, ob wohl alles in Ordnung sei an den Rädern und Achsen. Den Rössern richtete er eigenhändig die Futtersäcke für die nächsten Tage. Dann sah er die drei Gäule mit den Wagen scheiden. Und dachte so bei sich: „Ist do Schad',

daß a Viech koan' rechten Verstand hat! Was könnten sich iatz dö zwoa Bräunlen und der Scheck einbilden, daß sie über Nacht kaiserliche Rösser worden sein!"

Als ein kleiner Herrscher saß der alte Radsöler auf seinem stolzen Hof im Unterinntal. Das waren feste Mauern, Stadel, Stall und Tenne weitläufig. Auf dem hölzernen Solder, der um das Haus lief, blühten die Blumen in der Pracht des Hochsommers. Auf dem Dachfirst reckte sich das grüngeschindelte Glockentürmchen in die heiße Sommerluft und in den blauen Himmel. Keck nahm es sich aus wie die Feder auf dem Hut eines schneidigen Burschen.

Viel Acker, Wiesen, Feld und Wald gehörte zum Radsöler Hof. Im Grundbuch war der Bauer mit kräftigen Strichen eingetragen. War einer der Reichsten in der Gegend. Wußte es auch, der Radsöler. Und das Vieh im Stall und auf den Almen, das gehörte zu dem schönsten weitum. Kühe, Kälber, Zugochsen und ein eigener Zuchtstier, zu dem sie kommen mußten von der ganzen Gemeinde.

Sonst hatte der Kaiser nichts gebraucht vom Viehstand des alten Radsöler als just die Rösser. Hätte ihm aber auch die Zugochsen gegeben und sogar den Stier, der sein besonderer Stolz war. Dem Kaiser schon. Der konnte von ihm verlangen, was er wollte. Der Kaiser schon. Hatte gut bezahlt der Kaiser. Ehrlich und gut bezahlt, wie sich's gebührte. Und wenn er in Not gewesen wäre der Kaiser, dann hätte der alte Radsöler keinen Kreuzer von ihm verlangt. Vom Kaiser schon einmal nit.

Hatte noch mehr von ihm verlangt der Kaiser. Und der

Radsöler hatte es gegeben ohne Widerspruch. Seinen einzigen Sohn hatte der Kaiser verlangt. Daß die Rösser mit in den Krieg mußten, das war dem alten Radsöler nicht so schleunig eingegangen. Daß aber der Sepp mitmußte, das begriff der alte Bauer sofort. War Pflicht, war eisenharte Pflicht.

Zwei derbe, griffige Bauernfäuste klammerten sich ineinander, als der Sepp von dem Alten Abschied nahm. Vier Augen sahen ineinander. Alle vier stahlblau. Der Vater konnte sich nicht leugnen von dem Sohn. Das war der gleiche Stamm, das gleiche Blut, der gleiche Wuchs. Hoch, starkknochig, breitschultrig, stiernackig. Nur ganz wenig getaucht ging der Alte.

„B'hüat' di, Vater!" sagte der Sepp.

„B'hüat' di!" erwiderte der Alte. „Muaß dir sagen, bist a braver Bua g'wesen. Hast mir koan' Verdruß nit g'macht."

Es war in der Stunde des Abschieds das erstenmal, daß diese Worte des Lobes über die Lippen des Alten kamen.

In die Augen des Sepp trat ein feuchter Schimmer. „Man tuat halt, was man kann, Vater!" sagte der Bursch einfach.

„Hast recht, Sepp. Man tuat, was man kann!" sprach der alte Radsöler. „Tua iatz dei' Schuldigkeit! Der Kaiser braucht di. Vielleicht no notwendiger als die Rösser. Wehr' di! Hau' drein! Bist ja unter die besten Raufer und Robler. Diawat amal *) a recht's Viech g'wesen am Kirchtag.

---

*) manchmal

Krieg ist a eiserner Kirchweihtanz. Drum viech' nur umadum, Sepp! Wehr' di! Hau' drein! Und, so's Gott's Willen ist, kimm g'sunder hoam!"

Damit löste der Alte seine Hand aus der des Sohnes, wandte sich kurz ab und ging ins Haus zurück. Der Sepp aber schritt, den schweren Rucksack am Buckel, durch die Dorfgasse nach dem Bahnhof...

Das Weib des Radsöler war schon vor Jahren gestorben. Sie hatten gut zusammen gelebt der Radsöler und die Radsölerin. Manchmal hatte es wohl auch einen Streit gegeben oder ein schiefes Wort. Geht nicht alleweil alles glatt im heiligen Ehestand. Ist halt doch auch ein Wehstand. Ein gemeinsames Ziehen an dem gleichen Karren, der oft mit lauter dornigen Stauden und groben Knüppelhölzern geladen ist.

Wenn's ein widerhaarig Wörtel gab zwischen dem Radsöler und seinem Weib, dann drehte es sich gewöhnlich um den Sepp. Nicht weil der Sepp da war, sondern weil nicht mehr da waren. Mehr Buben nämlich. Fünf Madeln und nur einen einzigen Buben hatte es abgegeben beim Radsöler. Und das wurmte den Alten oft im Stillen.

Von den Diandeln waren schon zwei verheiratet. Drei waren noch am Hof. Hatten auch nie einen Verdruß gemacht und brav ihre Arbeit getan. Seit der Sepp fort war, betrachtete der Bauer die Diandeln wiederholt mit einem heimlichen Unbehagen. Merkwürdig. Jetzt wären ihm erst recht lieber mehr Buben gewesen. Und wenn er sie alle hätte dem Kaiser geben müssen. Wäre auch hart

genug gewesen. Aber wäre doch eine geteilte Sorge gewesen. Nicht bloß die Sorge um den Einzigen.

Der Alte ließ sich nichts merken, daß die Sorge um den Sepp an ihm nagte. Vor den Weibsleuten schon erst recht nicht.

Karge Nachrichten liefen von dem Sepp ein. Der junge Radsöler war nicht gut bei der Feder. Ganz gleich wie der Alte. Daß der Sepp beim Schreiben mehr schwitzte, als bei den größten Strapazen, die der Krieg mit sich brachte, das wußte der Alte genau. Ihm erging es ja um keinen Deut anders. Klobige Bauernfäuste zwingen halt das Schreiben nicht. Das überlassen sie lieber den Stadtlingern. Da gibt's genug Federfuchser und solches Gelichter. Haben andere Arbeit, die klobigen Bauernfäuste. Und im Krieg werden sie mit dem Schreiben auch nicht viel ausrichten, dachte sich der alte Radsöler.

Trotzdem sah er jetzt zum erstenmal in seinem Leben nach dem Briefboten aus. Ganz heimlich für sich allein. Ließ sich aber fein nichts anmerken. Die Weibsleut' wären sonst am End' gar noch eifersüchtig geworden auf den Sepp. Und das war nicht notwendig. So ein Weibshirn begriff's ja doch nicht, wie dem Bauern in seinem stillen Sinnieren zu Mute war. Wehren würde er sich wohl, der Sepp. Wenn's ihm nur was half.

Ein Stück in Rußland drinnen stand er, der Sepp. Die verfluchten Russen! Wenn's nur denen gehörig an den Kragen ging! Die Tiroler würden es ihnen schon besorgen, den vermaledeiten Lümmeln. Und der Sepp schon gar.

Ruhig machten diese Erwägungen den alten Radsöler nicht.

Nun war's schon im Advent. Der erste Schnee war gefallen. Dichte, schwere Nebel hingen über den Bergen, und der feuchte Talwind wurde immer spitziger und eisiger. Und in Rußland sollte es ganz höllisch kalt sein, schier zum Erfrieren kalt. Die Madeln hatten dem Sepp wohl warme Socken gestrickt und warme Fäustlinge und ein warmes Unterleibel. Aber gegen die russische Bärenkälte...

Eines Tages traf ein Brief vom Sepp an den Vater ein. Gar ein Brief. Bisher hatte er nur Feldpostkarten geschrieben. Der Alte konnte es sich vorstellen, wie der Sepp über diesem Brief geschwitzt haben mochte. Er hatte ihn auch nicht an einem Tag geschrieben. Eine volle Woche hatte der Sepp zu dem Brief gebraucht.

Der Alte entzifferte die ungelenken Schriftzüge seines Sohnes. Mindestens zehnmal hatte er den Brief schon gelesen, bis er ihn auswendig wußte. Mit einer stillen Andacht hatte er ihn gelesen. So eifrig Wort für Wort buchstabierend, wie er es am Sonntag nie zustande gebracht hatte, wenn seine klobigen Finger langsam über die Zeilen des Gebetbuches fuhren. Das war notwendig. Sonst rutschten ihm die Worte heimtückisch davon und er mußte sie mühsam wieder suchen. Eigentlich wußte er das Gebetbuch auch schon auswendig; und manche Zeilen waren von den tastenden Fingern des alten Bauern im Laufe der Jahre schon so verwischt worden, daß man sie ohndies kaum mehr lesen konnte. Ja, das Lesen, das war für den

Radsöler immer eine ähnliche auferbauliche Beschäftigung, als wenn er Mücken fangen sollte.

Aber schön war der Brief des Sepp, und gefreut hat er den alten Bauern in die innerste Seel' hinein. Trug aber diese große Freude mitsamt dem Brief ganz heimlich für sich, der alte Radsöler.

Was ihm der Sepp da alles schrieb in schlichten, einfachen Sätzen. Von Kampf und Tod, von Sturmangriff und Nachtmärschen, vom Kauern in den Schützengräben, von Maschinengewehren und Fliegern ... „Is dös a Zeit!" brummte der alte Radsöler. „In der Luft droben geben's aa no koa Ruah'!" ... Und von den Russen schrieb der Sepp, die sie schockweise fingen. Was das für ein Gesindel sei und was die Läuse hätten. „Und mit solche Drecksäu müssen wir uns ummer raufen!" knurrte der Alte empört. „Da tuan mir ja no meine Rösser erbarmen unter dem Fackenvolk, dem säu'schen!"

Der Schluß des Briefes lautete: „Gott mit uns! Euer gehorsamer Sohn Josef Radsöler, Mitkämpfer fürs Vaterland."

Der Spruch „Gott mit uns!" ging dem alten Radsöler nimmer aus dem Kopf, verfolgte ihn Tage lang. Mußte immer darüber nachdenken, der alte Radsöler.

Mit wem war nun Gott? War der auch mit den Feinden? Würden wohl auch den Herrgott anrufen die Sakra! Gott mit uns ...

Dem alten Bauer wurde es ganz wirblig, wenn er sich vorstellte, wer in diesen schweren Zeiten alles zum Herrgott

kam und von ihm Hilfe erflehte. Freund wie Feind, alle wollten sie, daß ihnen Gott helfe. Alle wollten sie Gott vom Himmel her mit sich haben. Alle zerrten sie an den Falten seines Gewandes, um ihn auf ihre Seite zu bringen.

Gott mit uns... Damit lagen sicher auch die Russen dem Herrgott in den Ohren. Die Russen, die waren ja Ketzer. Die glaubten nicht einmal an den heiligen Vater in Rom. Das wußte der alte Radsöler. Gott mit uns... ob denn die Malefiz-Russen überhaupt den richtigen Herrgott hatten...

Alle diese Zweifel gingen dem alten Radsöler ganz besonders im Kopf herum, wenn sie abends den Rosenkranz und die Litanei beteten. Heute beteten sie nach dem Rosenkranz die Litanei vom Leiden Christi.

Das älteste Madel vom Radsöler betete vor... „Der für uns gegeiselt worden ist..."

Da sprach der Alte, wie um sich selbst seinen felsenfesten Glauben an den richtigen Herrgott zu bekräftigen, halblaut vor sich hin: „Dös ist er aa!"

„Der für uns mit Dornen gekrönt worden ist..." betete die Radsöler Moid weiter.

„Dös ist er aa!" sprach der Alte in unerschütterlicher Überzeugung in sich hinein.

„Der für uns das schwere Kreuz getragen hat..."

„Dös hat er aa!"

So ging es die ganze Litanei fort. Auf jeden Satz bekannte der Alte seinen Glauben.

Und seit diesem Abend traute der alte Radsöler dem

russischen Herrgott nicht mehr. Die Russen mußten doch einen andern Herrgott haben. Dieser Gedanke erwuchs in dem Alten wie ein Baum, der nicht mehr zu entwurzeln war. Der Alte sagte keinem Menschen davon. Sie hätten ihn doch nicht verstanden. Trug alles für sich allein.

Gott mit uns ... Wenn aber in Rußland der russische Herrgott regierte, dann war kein Verlaß drauf. Der würde wohl den Ketzern helfen und bei den Tirolern alle Fünfe grad sein lassen. Da konnte der Sepp wohl schreiben: „Gott mit uns!" ... wenn der russische Herrgott alles machte.

Nachdem der alte Radsöler einige Tage tief nachgedacht hatte, kam er zu dem Entschluß, seinem Buben in Rußland drein den wahren und richtigen Herrgott zu schicken ..

Tief in der Nacht, als alles schlafen war, ging der Alte auf den Strumpfsocken aus seiner Kammer in die Stube herunter, wo im Herrgottswinkel vor dem Kruzifix das Öllicht in der roten Ampel brannte.

Die braungetäfelte Stube lag im Dämmer der roten Ampel. Droben im Herrgottswinkel hing der Gekreuzigte. Ein uraltes Kruzifix, dessen der Radsöler schon gedachte, da er noch ein kleines Bübl war und noch nicht in die Schule ging. Und der Vater und Großvater des Radsöler hatten seiner auch gedacht bis in ihre frühe Kindheit zurück. Wahrscheinlich der Urahndl auch.

An den beiden Armen des Kreuzes hingen zwei blutrote Maiskolben, von ihrem Stroh enthülst und an den dürren Flitschen aufgebunden. Gewöhnlich sind Körner des „Türken" goldgelb. Die roten Kolben gehören zu den Selten-

heiten. Darum kommen sie gar nicht zum Müller, sondern werden dem Herrgott als eine besondere Zier andächtig geopfert. Wie funkelnde Rubinen nahmen sich die roten Maiskörner in dem Schein der Ampel aus, der ihre Farben noch satter machte und vertiefte. Oder völlig wie Blutstropfen, einer am andern. Ein ganzes Opfer von Blut.

Der alte Radsöler hatte das sonst nicht beachtet. Heute ging es ihm durch den Kopf, wie ihm vieles all die Tage her durch den Kopf gegangen war, seitdem er den Brief des Sepp erhalten hatte. Der Alte war ja so nachdenksam geworden wie nie vorher in seinem langen Leben.

Der alte Radsöler sah zu dem Herrgott in der Stubenecke empor. Unwillkürlich mußte er die Litanei vom Leiden Christi beten und sich unwillkürlich auch jedes einzelne Gesätzlein eigens bekräftigen... Der für uns Blut geschwitzt hat... dös hat er aa!... Der für uns gekreuziget worden ist... Dös hat ist er aa!... Der für uns am Kreuz gestorben ist... Dös ist er aa!...

Nun stieg der Alte auf die Bank und holte den Herrgott mitsamt den blutroten Türkenkolben herunter. „Heiliger Christ..." sprach der Bauer halblaut... „mußt gar verreisen... zum Sepp ins Rußland eini... auf daß der Bua den richtigen und wahrhaftigen Herrgott hat... Der uns von allem Übel erlöset hat... Dös hat er aa!"

Trug den Herrgott mitten in der Nacht auf seine Kammer, holte eine Kiste vom Estrich, packte sie voll Heu und bettete den richtigen und wahrhaftigen Herrgott mit seinen rauhen Fäusten leise und sorgsam wie ein Wickelkind in

die Kiste, daß er ja die weite Reise nach Rußland gut überstünde. Dann legte sich der Alte beruhigt schlafen.

Am nächsten Tag hatte der Radsöler noch eine schwere Aufgabe zu lösen. Er wollte doch dem Sepp den Herrgott schicken und mußte seinem Buben schreiben, was es damit für eine Bewandtnis habe.

Den ganzen Tag brauchte der Radsöler zu den paar Sätzen des Briefes. Dabei erwischte er sich öfters, wie er ganz gotteslästerlich fluchte, während er gerade über den Herrgott schrieb.

Als der alte Radsöler zu der Überzeugung gekommen war, daß der Sepp sein Schriftstück wohl lesen können und auch verstehen würde, legte er den mit Fluchen und Schwitzen vollendeten Brief auf die Heuschicht, die den Herrgott deckte, und nagelte die Kiste mit kräftigen Stiften zu. Recht viele Nägel brauchte er, fast einen am andern, damit unterwegs ja niemand den Herrgott stehle, den richtigen und wahrhaftigen Herrgott, der zum Sepp ins Rußland reiste.

Am folgenden Morgen trug der alte Radsöler die Kiste mit dem Herrgott selbst auf die Post. Er hatte Mühe, seine Sendung anzubringen. Man wolle sie einmal übernehmen, hieß es. Ob sie aber bis zum Sepp an die Front gelange, das sei eine andere Frage.

„Der Herrgott wird schon hinkommen!" erklärte der Radsöler felsenfest.

Der Postmeister half dem Alten den Begleitschein zu der Sendung ausfüllen.

„Inhalt also?" fragte der Postmeister.

„Der Herrgott!" sagte der Radsöler fest.

„Und was geben wir denn als Wert an?"

„Wert? . . . Viel!" sprach der Alte. „Dös ist er aa!" setzte er dann noch kräftig hinzu . . .

Nach Wochen ist der Herrgott richtig ins Rußland gekommen. Aber den Radsöler Sepp hat er nicht mehr angetroffen. Den hatten sie drei Tage früher begraben. Bei einem Sturmangriff neun Stirnschüsse aus einem Maschinengewehr, daß es die Hirnschale vom Radsöler seinem einzigen Buab'n nur so wegsprengte. Das hält der stärkste Robler und Raufer nit aus. Da wehr dich und hau'drein...

Der Hauptmann des Sepp hatte die Kiste öffnen lassen und den Brief des alten Bauern gelesen. Und sie setzten den richtigen und wahrhaftigen Herrgott aus dem Herrgottswinkel des Radsöler Hofes mitsamt den blutroten Türkenkolben dem Sepp auf sein frisches Grab im Feindesland. Er lag nicht allein begraben, der Sepp, sondern noch etwelche Kameraden mit ihm, die der grimme Knochenhauer zur selben Stunde erwürgt hatte. Waren lauter Tiroler. Und nun teilen sie sich mit dem Sepp friedlich in den Besitz des richtigen Herrgotts auf ihrem Heldengrab.

Dem alten Radsöler hat es der Hauptmann geschrieben, wie es mit dem Herrgott hergegangen ist und wie der Sepp seine ewige Ruhe habe unter dem Schutz des richtigen Herrgotts mitten im ketzerischen Feindesland . . .

Den Alten hat es anfangs völlig niedergebrochen. Hat den Brief vom Hauptmann auch oft und oft gelesen, bis er ihn auswendig wußte, Wort für Wort.

Hat sich wieder aufgerichtet der alte Radsöler. Bauern haben gesundes Mark und vertragen viel.

Die Rösser hätt' er gern verschmerzt. Aber den Buab'n, den einzigen Buab'n ... Hat ihn auch dem Kaiser gegeben. Hart war's ... aber Pflicht ... eisenharte Pflicht ...

Und wenn der Herrgott noch rechtzeitig den Sepp erwischt hätt' im Russenland, dann wär's gewiß anders gekommen. Davon ist der alte Radsöler fest überzeugt ... Ist halt doch kein Verlaß gewesen auf den russischen Herrgott.

Ein Gefechtstag an der russischen Grenze

Von Oskar Usedom

Es war zur Zeit unseres Hin- und Herschwankens zwischen deutschem und russischem Gebiet. Mit unerhörtem Siegesjubel hatten wir den weit überlegenen Gegner von neuem über die Grenze geworfen. Um Pralas brannte der Kampf. Zur Verschleierung unserer Minderzahl hatten wir die letzten Reserven eingesetzt. Die Artillerie feuerte energisch. Und doch kam die Infanterie nicht recht vorwärts. Schwere Granaten schlugen ihnen entgegen, ihre tiefen Trichter bohrten sich bis an meine Beobachtungsstelle. Auch die Schrapnells, die vor und über uns fort auf Infanterielinien und Batterien prasselten, forderten hier und da einige Verluste. Wo kam das Feuer her? Es war nicht zu erkennen. Von überall her trafen Meldungen ein, doch zum großen Teil widersprachen sie sich. Aufklärungsoffiziere, Unteroffiziere jagten davon. Die Höhe von Pralas sollt, genommen werden. Ich wußte, wieviel dem Armee-Oberkommando daran gelegen war. Sie war von stark ausgebauten, in vielen Reihen schachbrettförmig hintereinander

angelegten Schützengräben gekrönt. Da die Russen nächtlicherweile den gefrorenen Boden mit der Hacke bearbeitet hatten und ihr eifriges Werk noch nicht eingestellt war als das Tageslicht sie überraschte, war ich über die Lage der Gräben unterrichtet. Dahin lenkte ich das Feuer von vier schweren Batterien. Und siehe da: sofort beginnt beim Feinde eine Unruhe, ein verzweifeltes Hin und Her, ein wüstes Durcheinander, daß das Schicksal des Tages besiegelt erscheint.

„Lebhafter feuern!"

Der Fernsprecher übermittelt den Befehl an die Batterien.

Hei, wie die Geschosse ins Ziel schlagen!

Mit nie geahnter Wollust genieße ich den Anblick zügelloser Flucht. Aber wie sie da aus den Schützengräben in Scharen herausströmen, bietet sich meinen Augen ein weiteres Bild, das ich mit gleicher Deutlichkeit nur einmal zuvor beobachten konnte: zerrissene Menschenleiber sehe ich in die Höhe fliegen und schwer zurück auf den Boden schlagen. Grausam. Was hilft's? Der Gegner ist grausamer.

Nur kein Erbarmen mit den Unwürdigen!

Mannshohe Ziele bieten sich auf der breiten Front. Zwei Feldbatterien jagen ihren Schrapnellhagel hinter den Fliehenden her. Auch die Haubitzgranaten krepieren nicht mehr in den Schützengräben. Verfolgend tun sie ihr tödliches Werk. Wie die Fliegen fallen die Russen unter dem heillosen Feuer. Immer wahnsinniger wird das Rennen. Sie wollen von der Höhe herunter schnell ihr Heil in der Mulde suchen.

„Das Feuer fünfhundert Meter nach vorwärts verlegen!“

Da — was ist das? Als die Russen die Granatmauer mit einem Male vor sich im Grunde sehen, packt die Verzweiflung sie an. Ganz deutlich sehe ich wie sie auf der Höhe halt machend die Hände ringen.

„Von hundert zu hundert Meter nach rückwärts streuen!“ kommandiere ich.

Das Feuer kommt aus der Mulde wieder herauf auf die Höhe, kommt auf sie zu. Was nun?

Hurra! Hurra! Sie zeigen die weiße Fahne.

1200 Russen ergeben sich, ohne daß ein Gewehrschuß fällt.

„Feuerpause!“

Gehorsam ohne Führung, nur unter dem Zwang der feuerbereiten Geschütze klettern sie westwärts über ihre eigenen Toten und Verwundeten, über die blutgetränkten Schützengräben, über die weite, kahle Höhe fort ins Tal, wo sie von unserer Infanterie aufgenommen, in Abteilungen gesammelt und abgeführt werden. Die Räumung dieser Höhe gibt uns den Blick frei. Ich selber verlege meine Beobachtungsstelle dorthin. Die Infanterie besetzt die verlassenen Schützengräben. Rasch erhalte ich die Meldungen über die gegnerische Artillerie. Sie wird mit Feuer überschüttet, schweigt. Es ist Mittag geworden. Die Weihe des Augenblicks erfaßt mich. Ich hebe stolz das Haupt, atme frei. Doch da ist der köstliche Siegestraum schon ausgeträumt. Nach kaum einer Stunde wendet sich die Gunst des Schicksals. Das feindliche Feuer verstärkt sich von zwei

Seiten gegen unsere Front. Vorsichtig schieben sich ungeheure Infanteriemassen uns gegenüber auf die nächste Höhe. Unsere Feldbatterien reichen nicht mehr hin. Auch die gegnerische, gewaltig vermehrte Artillerie wird vorgeschoben. Ein höllisches Feuer setzt ein. Kaum ist unsere Höhe noch zu halten. Schwere Granaten krepieren in den Schützengräben, sausen über unsere Köpfe weg in die Reserve hinter der Höhe, schlagen hier ein und dort, die Maschinengewehre knattern. In einem seitlich gelegenen Gehöft habe ich einen Hilfsbeobachter aufgestellt. Das Gehöft brennt. Fernsprecher und Beobachter räumen es fluchtartig.

Die schwere Artillerie muß vor. Es ist höchste Zeit. Unter dem Schutz ihres Feuers haben einige Feldbatterien bereits den Stellungswechsel beendet. Also staffelweise vorwärts! Ich will selber die neue Stellung erkunden.

„Die Bataillonsführer zu mir!"

„Meine Pferde!"

Wo sind die Pferde? Mein Bursche hatte Anweisung, unmittelbar hinter der Höhe zu halten. Dort sind auch die Meldereiter. Mein Bursche ist nicht zu finden. Er sei mit den Pferden ausgebuchst, als die erste Granate in der Nähe eingeschlagen, wird mir mit einer gewissen Schadenfreude berichtet.

„Also schon wieder!"

Meldereiter werden ausgeschickt. Der Mann bleibt verschwunden. Fatal! Der Adjutant bietet mir seine Gäule an. Ich kann es nicht abschlagen. Er reitet sein zweites Pferd.

Die Bügel werden verpaßt. Vorwärts!

„Melden Sie der Division, daß ich zur Erkundung vorgeritten bin.“

Der Adjutant schreibt und schickt einen Meldereiter fort.

„Und wenn Sie die Pferde des Herrn Major treffen, wir reiten dort durch den Wald zur xten Brigade vor.“

Ja, wir müssen etwas rechts ausholen, auf unserer rechten Flanke ist das feindliche Artilleriefeuer schwächer. Den Weg müssen auch die Haubitzen nehmen. Der Waldweg ist fest gefroren, der Schnee knirscht unter den Pferdehufen. Wie schön dieser Waldritt wäre ohne den kriegerischen Lärm! Eine leichte Munitionskolonne hält die linke Seite der Fahrstraße. Ein paar Gulaschkanonen mit rauchenden Schornsteinen schieben sich vorsichtig vorwärts. In flottem Trab haben wir den jenseitigen Waldrand erreicht.

„Absitzen!“

Zu Fuß gehen wir aus der Lichtung. Da ertönt ein harter Hufschlag hinter mir. Der Meldereiter. Er bringt einen Befehl der Division: Stellungswechsel der schweren Artillerie ist nicht mehr vorzunehmen. Die feindliche Artillerie ist von der alten Stellung aus weiter zu bekämpfen. Die Division wird das Gefecht mit Eintritt der Dunkelheit abbrechen. Artilleriekommandeur erkundet möglichst noch bei Tageslicht Stellungen für morgen früh in der Höhenlinie 218—264 nördlich Abach. Hauptrichtung Höhe von Pralas Divisions-Stabshauptquartier für heute Bdorf. gez. v. N.

Ich nahm die Karte zur Hand.

„Also rückwärts!“

Was nützen uns alle Siege! Ich glaube im weiten Pelz-

handschuh hatte ich die Faust geballt, als ich zurück zu den Pferden ging. Der Adjutant will beschwichtigen: „Die Entscheidung soll eben an anderer Stelle fallen."

„Ja, ja, gewiß. Langsam ahnt man ja, weshalb uns die besten Truppen entzogen werden, weshalb wir weichen müssen. Hart bleibt es doch!"

„Aber immerhin besser als unsere geringen Kräfte nutzlos in einer zur Verteidigung ganz ungeeigneten Stellung der Übermacht preiszugeben."

„Mag sein."

Mit einem Male sehe ich meinen Burschen mit den Pferden bei den anderen. Wunderbar: habe ich den Menschen so fest ins Herz geschlossen? Weshalb brause ich nicht auf?

„Wo waren Sie mit den Pferden geblieben?"

Faust setzt seine treuherzige Miene auf, und mir ist, als werde ich die Antwort hören, mit der er mir oft ein Lächeln abgerungen hat: „Ich bin verlobt, Herr Major!"

In diesem Augenblick schämte er sich wohl vor den anderen.

„Die Russen, Herr Major, verfluchte Schweine, schossen auf das Gehöft, hinter dem ich die Pferde hielt. Ich wollte sie in Sicherheit bringen, da Herr Major doch schon zwei Pferde verloren haben."

„Deshalb brauchen Sie nicht gleich so weit auszubuchsen! War Ihnen wohl wieder bange um Ihr bißchen Leben? Ich will aufsitzen."

„Den Fuchs, Herr Major?"

„Ja, den Fuchs."

Wir trabten davon. Unterwegs, als wir die Grenzpfähle gerade passierten, meldete sich der Führer des Haubitzbataillons. Wir besprachen die plötzliche Änderung der Lage, verfluchten den Rückzug, der in grellem Kontrast zu unserem schönen Erfolg stand. Danach wurde an der Hand der Karte die für morgen befohlene Stellung gewählt. Als wir den Wald verlassen hatten, wurde es stiller, nur von ferne traf der rollende Kanonendonner unser Ohr. Wir ritten schweigsam. Mein Denken galt den jüngst vergangenen kriegerischen Erlebnissen. Bald aber stahl es sich zu dem wunderbaren Kerl, den ich mir als berittenen Trainsoldaten zu Beginn des Feldzuges aus einer Landwehr-Schwadron ausgewählt hatte. Er meldete sich mit vielen anderen freiwillig. Der unverkennbare Ausdruck der Treuherzigkeit in seinen Zügen hatte den Ausschlag gegeben. Oder vielleicht auch die eigenartige Antwort auf meine Frage, weshalb er Bursche werden wolle: „Ich bin verlobt, Herr Major." So wenig logisch sie erschien, im Augenblick bestach mich das Ungesagte.

Faust war Inspektor auf einem ostpreußischen Gut gewesen. Er erwies sich als energischer Mann, kommandierte in jedem Quartier wie ein Wachtmeister, ließ keinen Widerspruch gelten, vertrat seine Rechte oft über Gebühr, erreichte durch seine Schroffheit aber stets, daß die Pferde, so gut es im Kriege eben möglich ist, unterkamen und verpflegt wurden. Da er mir selber zudem eine große Anhänglichkeit bekundete, wurden wir bald Freunde. Meinen unberittenen Burschen,

der namentlich zu Beginn des Krieges meist mit dem Gepäck marschierte, bekam ich oft wochenlang nicht zu sehen. Faust vertrat ihn unaufgefordert. Besonderes Talent bewies er in der Verpflegung. Wir hatten immer, auch in der größten Not, etwas zu beißen und wenn's nichts war als Speck und trockenes Brot. Aber nicht das allein. Auch in jeder anderen Beziehung sorgte er für mich in geradzu rührender Weise. Mochten wir nach heißer Schlacht noch so spät ins Quartier gelangen, er stellte schleunigst die Pferde ein, holte wohl noch Hafer, Heu und Stroh herbei, übergab dann aber die weitere Wartung unter Androhung strengster Strafen für jede Vernachlässigung einem Meldereiter meines Stabes und widmete alle Sorgfalt von nun an meiner Person. Den großen ostpreußischen Öfen konnte er oft eine fürchterliche Wärme entlocken, er schaffte Stroh und wollene Decken für mich herbei, schüttete mir mein Lager, wickelte mich dann selber wie ein Bademeister ein, schob mir noch einen Becher warmen Kaffees ans Stroh, fragte nach sonstigen Wünschen, und wenn ich verneinte, so meldete er, wo er selber sein müdes Haupt niederlegen werde und löschte mein Licht. Dabei vergaß er aber niemals die Mahnung, ruhig zu schlafen bis der Befehl käme und die Versicherung, daß er mich rechtzeitig wecken würde, wenn etwas passieren sollte, — den unvermeidlichen Zusatz: „Russen verfluchte Schweine," verfehlte er nie irgendwie dabei einzuflechten. So verließ er dann mit einem hastigen „Gute Nacht, Herr Major" meine Hütte.

Leider erfreute sich dies Original gar keiner Liebe bei

meinem Stabe. Das kam, weil er alles was er an Anhänglichkeit zu vergeben hatte, auf seinen Herrn konzentrierte und keinem anderen, selbst meinem Adjutanten nicht, das Schwarze unter dem Nagel gönnte. Man schalt ihn wohl auch feige, aber sicherlich mit Unrecht. So oft er im feindlichen Kugelregen an meiner Seite ritt, habe ich nie eine Zaghaftigkeit an ihm bemerkt. Er stieß dann wohl sein „Russen verfluchte Schweine“ etwas grimmiger wie sonst durch die Zähne, verlor aber niemals seine Ruhe, pflegte mich vielmehr noch auf diese oder jene Beobachtung über die Herkunft oder die Art des Feuers aufmerksam zu machen. Freilich war seine regelmäßige eilige Flucht, sobald er allein im feindlichen Feuer stand, nicht abzuleugnen. Als ich ihn hierüber einmal zur Rede stellte, meinte er philosophisch in seiner hastigen Weise: „Wenn ich dem Vaterlande nützen kann, und wenn es nottut, wenn Herr Major mir sagen: Faust, da erkundest du, ob du eine Batterie siehst, oder: Faust, diesen Befehl bringst du vorne zur Infanterie — dann reite ich durch jedes Feuer. Wenn ich aber nur die Pferde halten soll, ist's doch gleich, ob ich hier oder da stehe. Weshalb sollen wir uns zwecklos totschießen lassen? Dann gehe ich eben, wenn der Russ', das verfluchte Schwein, gerade auf meine Pferde schießt, ein paar hundert Meter zur Seite.“

Damals wollte mir das einleuchten. Und da ich in der Tat in kurzer Zeit zwei Pferde im Gefecht verloren hatte, zürnte ich ihm auch nicht weiter.

Nach dem heutigen Vorkommnis war ich anderer An-

sicht. Ich rief ihn an meine Seite und verbat mir das weitere Ausbuchsen.

„Wenn ich selber infolge allzu heftigen Feuers einmal in die Verlegenheit käme, meine Beobachtungsstelle zu wechseln, könnte ich zu Fuß laufen."

„Nein, ich lasse Herrn Major nicht im Stich."

Und er versprach mir, in Zukunft mutiger standzuhalten. Von seinem guten Vorsatz war ich fest überzeugt. Daß der brave Kerl aber andererseits mit Inbrunst am Leben hing, war mir ebenso wenig fraglich. Das Leben verhieß ihm goldene Berge. Seine Braut, die einzige Tochter eines offenbar sehr wohlhabenden ostpreußischen Bauern unweit der Grenze, muß nach dem Bild, das er mir vorgelegt, von auffallender Schönheit sein. Ihre anfänglichen Karten und Briefe, die zu seinem Leidwesen seit längerer Zeit ausgeblieben waren, sprachen von sorgsamer Erziehung. Wer sollte es dem zweiunddreißigjährigen Mann verdenken, wenn er nach hartem, arbeitsreichen Dasein sehnsüchtiges Verlangen trug, den köstlichen Inhalt zukünftigen Lebens im eigenen, selbstständigen Heim zu genießen?

Eine lange Kolonne von Flüchtlingen sperrte unseren Weg. Ich sah auf, sah ein unermeßliches Elend.

Meist Weiber und Kinder lagen frierend, weil nur kümmerlich in Decken gehüllt, auf dem Stroh der Leiterwagen. Kommoden, Hausrat und Lebensmittel beschwerten das Gefährt. Angebunden wurde hier und da ein Kalb, eine Kuh gezerrt. Auch Fohlen liefen neben den Pferden her.

Da plötzlich hielt die Kolonne. Einem mittleren Wagen,

aus dem rosige Kinderköpfe lugten, war das Rad gebrochen. Was nun? Wir konnten nicht helfen. Aber was wir an Schokolade in der Satteltasche hatten, warfen meine Begleiter und ich den Kindern zu. Ihr Ärmsten! Vorwärts! Wir haben keine Zeit zu verlieren.

Wir hatten eine Wegegabel erreicht.

„Ich glaube, wir müssen uns rechts halten," sagte mein Adjutant.

Da war plötzlich Faust neben mir.

„Hier weiß ich Bescheid, Herr Major."

„So? Woher denn?"

„Zehn Kilometer von jenem Dorf liegt Powarben. Dazu gehört der Hof meines Schwiegervaters."

„Gut, dann führen Sie. Wissen Sie, wo wir hinwollen?" Er wurde unterwiesen und übernahm die Führung über einen Feldweg nach der bewaldeten Höhe 218. Wir gelangten auch wohl auf dem kürzesten Wege dorthin. Die Erkundungen der Artilleriestellungen dauerte geraume Weile. Als der Auftrag endlich erledigt war, verabschiedete ich den Führer des Haubitzbattaillons und sandte den Adjutanten mit einigen Meldereitern voran, um für unser Quartier in Bdorf zu sorgen. Ich selber folgte mit Faust und einem anderen Meldereiter langsam.

„Wenn Herr Major zwei Kilometer umreiten wollten, könnte ich einmal nach meiner Braut sehen," begann Faust plötzlich noch hastiger als sonst.

„Das können Sie am Ende auch ohne mich besorgen."

„Nein, ich lasse Herrn Major nicht allein."

Ich sah nach der Karte. Powarben war nicht weit. Faust hatte seine treuherzige Miene wieder aufgesetzt. Aber meine Absage schien alle anfängliche, nur mühsam verhaltene Freude in Enttäuschung zu wandeln.

„Bis das Quartier in Bdorf eingerichtet ist, können Herr Major die Pferde bei meinem Schwiegervater unterstellen," nahm er noch einmal bittend das Wort.

„Ja, Sie meinten doch, Ihr Schwiegervater sei schon beim ersten Einfall der Russen geflüchtet."

„Ich habe keine Nachricht, Herr Major."

„Na also."

„Ich möchte mal nachsehen. Wir sind doch so nahe."

Das kam so flehentlich über seine Lippen, daß ich nicht länger widerstehen konnte.

„Gut, so reiten wir im Kriege auf Brautschau! Aber Trab! Es wird dunkel."

Faust strahlte. In kurzer Zeit hatten wir Powarben erreicht. Als der Hufschlag unserer Pferde auf dem Pflaster dröhnte, traten aus dem großen blendend weißen Haus eine stattliche Anzahl älterer Männer heraus. „Das ist das Schulhaus," erklärte Faust, „sie haben Versammlung gehabt."

Im selben Augenblick rief er aber auch schon seinen Schwiegervater an: „Barkowski!"

Ein Mann von martialischer Gestalt hielt die Laterne in die Höhe, so daß sein verwettertes, glatt rasiertes Gesicht hell beleuchtet war.

„Faust, du?"

„Ja! Na sag, was ist mit euch?“

„Na, was soll sein? Wir leben ja.“

„Die Klärchen schreibt doch nicht.“

„Ja — na — mein Gott — kann ich dafür? Wo kommst du aber her?“

Das klang merkwürdig gequält.

„Ich bin Bursche beim Herrn Major.“

Jetzt ritt ich hinzu und reichte dem Mann die Hand.

„Der Faust ist in Sorge, weil die Braut nicht schreibt.“

„Ja, ja — na — Herr Major ...“

Wieder traf mich ein beinahe verzweifelter Blick. Gleich darauf schaute er sich nach den anderen um, die gespannt auf seine Antwort zu lauern schienen.

„Na, da muß wohl irgend etwas nicht in Ordnung sein?“

„I na .... nein.“

„Herr Major,“ mischte sich ein Weißbärtiger, offenbar das Haupt der Gemeinde ein, „der Faust soll nur hinreiten.“

„Ja, das mag er tun,“ bestätigte Barkowski wie erleichtert aufatmend, „den Weg kennt er ja.“

„Na denn vorwärts, Faust, ich werde Sie hier erwarten.“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Faust ritt davon.

Ich saß ab und gab mein Pferd dem Meldereiter.

Für den versammelten Gemeinderat von Powarben war das das Signal, die eben angebahnte Unterhaltung zu tausend Fragen auszunützen. Wie sollte ich den schwer geprüften Männern, an die zum zweiten Male die große Not

des Krieges trat, ihre Wunden heilen? Ach, hätte ich ihnen den Trost bringen können, den ich nicht geben konnte!

„Ob morgen hier schon Kampf sein wird?" fragte der Gemeindevorsteher.

„Bis Powarben wird er sich nicht ausdehnen."

„Also brauchen wir morgen noch nicht zu räumen?"

„Ich glaube nicht."

„Wie lange wird die Stellung vor Powarben gehalten werden? Geht es dann weiter zurück? Kommen die Russen wieder rein?"

Schwer zu beantworten! Da indessen der Befehl zur Räumung der Ortschaften das erste Mal zu spät gekommen war, wollte ich auch nicht falsche Hoffnungen erwecken und sagte: „Sie müssen sich immerhin auf die Flucht vorbereiten."

„Also macht eure Wagen fertig," tönte die Stimme des Weißbärtigen laut über die Köpfe weg. „Und keine Frau und kein Mädel bleibt zurück!"

„Ich habe keine Ermächtigung, den Befehl zur Räumung zu geben," wandte ich ein.

„Nein, Herr Major, wir wissen ja nun genug."

Er verabschiedete sich mit ehrerbietigem Gruß und ging schweren Schrittes. Ein paar Männer folgten ihm, die größere Zahl aber umringte mich mit Anliegen, die ihre drückenden Lebensverhältnisse, ihre Armut und alle Schwierigkeiten, die der eiligen Flucht entgegenstanden, zum Ausdruck brachten. Ein Mann mit humpelndem Gang erzählte mir, er habe sechs kleine, zum Teil kranke Kinder, dazu eine

siebzigjährige Mutter und nur ein Pferd. Wie er damit alles fortschaffen sollte? Man müsse bei dieser Kälte doch auch Betten mitnehmen und Lebensmittel, wenn auch das Vieh zurückbliebe. Das Vieh wollte ein anderer noch an die Militärverwaltung verkaufen, ob ich ihm dazu nicht verhelfen könnte? Ein dritter klagte, seine Frau erwarte in diesen Tagen ihre Niederkunft, was er tun sollte?

Wie hilflos stand ich dem verzweifelten Kampf gegenüber. Ich verwies sie an diese und jene Stellen und konnte mich doch des peinigenden Empfindens nicht erwehren, wie unendlich nichtig alles, was ich gab und sagte, angesichts des großen Elends war. Sie empfanden das wohl selbst, und schließlich befreite mich Herr Barkowski aus der qualvollen Enge, indem er fast ärgerlich sagte: „Herrschaften, der Herr Major kann euch doch auch nicht helfen."

Da verstummte das Fragen und ich erkundigte mich nach dem nächsten Gasthaus. Davon wollte jedoch Barkowski nichts wissen.

„Nein, Herr Major, das gibt's nicht. Wenn Herrn Major mein Haus nicht zu schlecht ist, bitte ich bei mir einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau wird nun ja darauf vorbereitet sein."

Noch ein paar höfliche Worte hin und her, dann sah ich ein, daß ich die freundliche Aufforderung, ohne den Mann zu verletzen, nicht abschlagen konnte. Es war völlig finster geworden. Wir gingen eine Weile stumm nebeneinander den hart gefrorenen schmalen Bürgersteig entlang. Die Pferde folgten auf dem Fahrdamm.

„Diesmal müssen wir alle fort," brach mein Begleiter plötzlich das Schweigen, „noch einmal bleibe ich auch nicht."

„Sie haben also das erste Mal ausgehalten?" fragte ich teilnehmend.

„Ja, leider."

„Leider? Haben die Russen so arg gehaust?"

„Sie haben mir alles genommen!"

„Aber sie haben doch keinen Mord begangen?"

„Bei mir nicht."

„Da müssen Sie dankbar sein. Es hätte auch für Sie schlimmer kommen können."

„Nein."

In seinem Ton lag eine Bitterkeit, die mir den Mut zu weiteren tröstlichen Zusprüchen nahm.

Gleich darauf standen wir an seinem Hof.

„Die Verwüstung, die die Russen angerichtet haben, kann ich Ihnen nun nicht mehr zeigen," sagte er, wies meiner Ordonnanz den Stall und nötigte mich die Stufen hinauf in sein Haus. Sichtlicher Wohlstand herrschte darin. Im Speisezimmer war der runde Tisch einladend gedeckt. Während Barkowski mir den Pelz ablegen half, erschien seine Frau. Schluchzend, mit der Schürze die reichlichen Tränen wischend, hieß mich die starke, redselige Person willkommen. Da war ich nun wieder soweit: sollte trösten und vermochte es doch nicht. Ach, wäre ich dem Faust nicht gefolgt! Haben wir nicht Jammer genug im eigenen Lager?

„Ja, liebe Frau Barkowski," sagte ich schließlich, „nun

heißt es die Zähne zusammenbeißen, es ist eben Krieg. Wir opfern alle. Wenn es das Schicksal fügt, dann müssen Sie eben Haus und Hof verlassen. Aber fürs erste sind wir ja noch nicht so weit. Und das größte Unglück wäre es ja auch noch nicht."

„Ach nei, mein bester Herr nei, nei! Das größte Unglück ist das nicht. Nei, nei! Deshalb weine ich auch nicht. Barmherziger Gott, nei!"

„Nu beruhige dich mal erst, Alte!" schalt ihr Gatte. Und gleich darauf: „Wo ist denn das Klärchen?"

Da holte sie gehorsam die Tochter herein.

„Das ist unser Kind, dem Faust seine Braut," erklärte sie und brach in erneutes Schluchzen aus.

Wahrhaftig ein wundervolles blondes Ding!

Auch sie hatte Tränen in den Augen, aber sie war doch ganz Fassung. Ja, der Schmuck ihrer achtzehn Lenze verlieh dem verweinten lächelnden Angesicht einen besonderen Liebreiz. Etwas scheu reichte sie mir die Hand, und als der Vater mahnte: „Marjell, nun sorg ein bißchen, daß der Herr Major etwas zu essen bekommt," da verschwand sie eilig, ohne daß es mir gelungen war, sie in eine Unterhaltung zu verstricken. Faust kam gar nicht zum Vorschein. Auch während des Essens hielt sich das Pärchen fern. Der dienstbare Geist des Hauses, auch ein üppiges hübsches Mädel, trug die dampfenden Schüsseln auf. Die Stimmung aber war merkwürdig schwül zwischen uns dreien. Mich beschlich das Gefühl, daß hier etwas vorgegangen war, das man mir verheimlichen wollte. Als wir gerade dabei waren, die

dicken, mit reichlich Fett gebratenen Karbonaden mit sichtlichem Appetit zu verzehren, wurde Barkowski abgerufen. Und während er seinen Geschäften nachging, erfuhr ich das ganze Unglück. Bis es soweit kam, mußte ich freilich einen reichen Wortschwall über mich ergehen lassen.

Wie der erste Kosak auf den Hof geritten sei, erzählte die Alte, wie er ihren Mann nach der Uhr gefragt und sie ihm danach entrissen habe, und an meinem eigenen Leibe demonstrierte sie mir, wie dieser und danach jeder folgende Kosak den Mann nach Geld, das er etwa bei sich trüge, beklopft und untersucht habe. Und dann ... das Schluchzen wurde stärker ... Im Keller hatten die Eltern das Klärchen versteckt. Da haben sie sie gefunden. Und obgleich niemand von Kosaken oder Russen im Quartier gelegen, obgleich sie im Vorbeimarsch nur flüchtig vorsprechen konnten, rissen sie das Kind vor den Augen von Vater und Mutter fort in ein freies Zimmer. Ein Posten stand davor Wache. Das ernste Wehren des Vaters blieb so erfolglos wie der laute Jammer der Mutter. Beiden wurde das Bajonett buchstäblich auf die Brust gesetzt. Und so geschah es. Trotz aller Bitten und allen Flehens, und trotz aller Hilferufe, die aus der Kammer schallten. Einmal unterbrach die Frau ihren Redefluß, das war, als das Klärchen eintrat, um die Biergläser zu füllen. Ahnte sie, was geschehen war? Ich wollte sie nicht ansehen, fühlte auch wohl nur den unsagbaren Blick, der mich traf. Gleich als sie verschwunden war, hub auch die Mutter wieder an: Was der Arzt gesagt habe. Wie nun alles werden sollte. Was der Faust dazu sagen

würde, ob er so eine noch haben wollte. So zeterte sie weiter, ohne daß ich etwa trösten konnte. Machte ich keine Miene dazu? Oder kam ich einfach nicht zu Worte? Ich weiß es nicht. Oder war mir selber die Tragik nahe gegangen? Ich war mit einem Male satt, spürte nur eine schreckliche Trockenheit in der Kehle und trank hastig.

Zu längerer Unterhaltung blieb wohl auch keine Zeit. Dem Barkowski aber versprach ich in geheimer Unterredung, ihm Nachricht zu schicken, wenn es Zeit zur Flucht sei. Und der Faust solle zwei Tage Urlaub erhalten, um seine Braut in Sicherheit zu bringen.

So trennten wir uns.

Als ich bald darauf mit meinen beiden Leuten durch die Dunkelheit ritt, rief ich Faust an meine Seite.

„Sie haben eine schwere Stunde durchlebt, Faust."

„Jawohl, Herr Major. Die Kosaken, die verfluchten Hunde."

Dann war es still zwischen uns. Plötzlich, während wir auf harter Straße trabten, haspelte er wie im Selbstgespräch: „Kann man so ein Mädchen heiraten?"

„Faust! Besinnen Sie sich! Was hat das arme Mädchen verschuldet? Ist es Ihnen weniger wert, weil der Feind unmenschlich an ihr gehandelt hat? Wollen Sie ihr Unglück noch größer machen? Schämen Sie sich, Faust!"

„Zu Befehl, Herr Major!"

Als er mich an diesem Abend einpackte, sagte ich:

„Es kann auch anders kommen, Faust. Wir sind alle

Tage in Gottes Hand. Sie haben mir heute versprochen, mich nie im Stich zu lassen. Wenn Sie nun zum Krüppel geschossen werden: Wie würde Ihnen zumute sein, wenn das Klärchen Sie dann nicht heiraten wollte?"

Da küßte er mir die Hand und meinte selbstbewußt:

„Ich heirate das Klärchen, jawohl, Herr Major!"



Druck der Hof-Buch- und Steindruckerei Dietsch & Brückner, Weimar



